

Band 1249

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Bibliothek des Grauens

Band 1249 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €



01249

4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1249

Bibliothek des Grauens

»Mir ist so unheimlich, Grandy. Ich habe Angst, bitte...«

Die Flüsterstimme des Enkels sorgte dafür, dass Sir Ronald Asher die schwere Eichtür nicht aufzog.

Stattdessen schaute er nach rechts auf den Schopf des zehnjährigen Robby und fragte mit leiser Stimme:

»Wieso? Was ist denn? Warum hast du Angst, Junge?«

Robby schluckte einige Male. Er hob den Arm und deutete auf die Tür.

»Dahinter...«

»Lieg die Bibliothek.«

»Stimmt.«

»Und davor hast du Angst?«

Robby nickte.

»Ja, die... die ist mir so unheimlich. Darin wartet das Böse...«

Sir Ronald musste leise lachen. »Bitte, mein Kleiner, wer sagt denn so etwas?«

»Die Leute sprechen darüber.«

Der ältere Mann mit den grauen Haaren winkte ab.

»Nein, Robby, das ist Unsinn.

Du musst nicht glauben, was die Leute sagen.

Das ganze Haus ist leer, Junge. Wir sind die Einzigen. Nur wir sind da. Wie in jeder Woche. Wir gehen hierher, schauen nach und verschwinden wieder. Die Welt hat sich verändert, mein Junge. Das Haus gehört uns. Es war auch bewohnt. Jetzt leben hin und wieder Menschen hier, sollten sie den ausdrücklichen Wunsch verspüren. Und wir sind hier für das Haus so etwas wie die Hausmeister.

Wir haben ein Auge auf das Gebäude, und das muss auch so sein. Ich finde es jedenfalls gut, wenn man sich um Traditionen und sein Erbe kümmert. Du bist ebenfalls ein Asher, und ich gehe davon aus, dass du dich viele Jahre später ebenso um das Haus kümmерst wie jetzt ich. Kann sein, dass du sogar deinen Enkel mitbringst und ihm das Gleiche erzählen wirst wie ich dir.«

Der Junge hatte sehr genau zugehört und jedes Wort verstanden. Trotzdem hatte ihn der Großvater nicht überzeugen können. »Ich will aber nicht in die Bibliothek.«

»Gut, Robby, ich kann dich nicht zwingen. Ich wundere mich nur, wie sehr du auf das Geschwätz der Leute hörst.«

»Viele haben Angst, Grandy.«

Der Mann nickte. »Das ist auch mir zu Ohren gekommen, mein Junge. Aber glaube mir, die Leute sind manchmal komisch. Sie bilden sich irgendetwas ein, an das sie später sogar selbst glauben.« Er winkte ab. »Wenn sie dann genauer darüber nachdenken, stellt es sich als Luftblase heraus.«

»Einer hat sogar gesagt, dass es hier Tote gegeben hat.«

»Stimmt, Robby. Das waren Unfälle.«

»Von Geistern beeinflusst. Sagen die Leute.«

Sir Ronald Asher seufzte.

»Ja, ja, man spricht eben viel über Dinge, die man nicht kennt. Aber so sind die Menschen, mein Junge. Du wirst es erleben, wenn du älter bist. Ich jedenfalls bin von meinem Rundgang immer wieder heil zurückgekommen.« Eine Hand fuhr über Robbins Haar. »Aber wenn du nicht willst, dann kannst du ja hier warten.«

»Das werde ich auch, Grandy.«

Sir Ronald schaute sich um. »Und was ist mit diesem Raum hier? Hast du keine Angst vor ihm?«

»Nein!«

»Warum das nicht?«

Robby hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht. Ich ... ich ... habe nur Angst vor den Büchern. Die sind mir richtig unheimlich. Die sind auch böse.«

Sir Ronald sagte nichts mehr. Er seufzte nur noch. Dabei stahl sich ein nachdenklicher Ausdruck in seine Augen. »Bis gleich dann, mein Junge.«

»Ja, Grandy, ich warte.«

Die alten Dielen gaben das Echo der Tritte zurück, als Sir Ronald Asher auf die zweiflügelige schwere Eichentür zuging, hinter der die Bibliothek lag. Sie war eine wahre Fundgrube für die Liebhaber von Büchern. Im Laufe der langen Zeit war hier viel Literatur zusammengekommen. Es drehten sich Gerüchte um die Bücher. Es gab Menschen, die meinten, dass in den Regalen Bücher ständen, die man am besten nicht in die Hände nahm und durchlas, weil sie einen schlechten und bösen Einfluss auf den Leser hatten. Außerdem war in diesem Haus schon Schlimmes geschehen, wie man sich erzählte, aber das lag lange zurück.

So richtig hat Grandy nicht Recht!, dachte der Junge. Das Haus ist eben nicht ganz leer. Es gibt einen Bewohner. Das war ihm erzählt worden. Ein Mann hatte es gemietet, aber man hatte den Mann nie zu Gesicht bekommen. Er war zu einer

geheimnisumwitterten Gestalt geworden. Man redete über ihn, man sprach von ihm, obwohl man ihn nicht kannte, und man dichtete immer etwas hinzu, sodass der unsichtbare Mieter für die Leute schon zu einer Schreckensgestalt geworden war.

Im Moment war das Haus leer. Der Mieter war für ein paar Tage verreist. Deshalb musste sich auch Sir Ronald Asher um das Anwesen kümmern. Nur ein Kontrollgang, nicht mehr.

Bevor er die Tür aufzog, drehte er sich noch einmal um. Er lächelte seinem Enkel zu, der klein und verloren in der großen Halle stand und ihn aus traurigen Augen anschaute.

»He, Robby, was hast du?«

Angst habe ich!, wollte Robby sagen. Das brachte er nicht über die Lippen, und er wollte sich vor seinem Großvater nicht blamieren. Deshalb schüttelte er den Kopf.

Sir Ronald lächelte. »Ich bin schnell wieder zurück. Dann fahren wir noch zu einem Cafe und trinken was. Du bekommst auch ein großes Stück Kuchen. Ist das okay?«

»Klar, Grandy.«

»Also bis dann.«

Sir Ronald zwinkerte ihm noch einmal zu, dann drückte er die Tür nach innen.

Robby schaute auf seinen Rücken. Der Großvater war ein stattlicher Mann und nicht eben klein, aber im Vergleich zu dem hohen Eingang wirkte er fast wie ein Zwerg.

Er trat über die Schwelle, ließ die Tür los, die allmählich wieder zufiel und dabei dem Jungen die Sicht auf das Innere der Bibliothek nahm. Er hatte nur einen kurzen Blick in den großen Raum hineinwerfen können, der auch im hellen Sonnenlicht seine düstere Atmosphäre nie völlig verleugnen konnte.

Wenig später fiel die Tür zu.

Robby erlebte einen recht lauten Knall, der ihn zusammenzucken ließ. Er stand auf dem Fleck. Er zitterte und spürte, dass er sich verkrampte und seine Angst noch mehr anwuchs. Ein

Gefühl sagte ihm, dass es heute nicht so war wie sonst, und er wünschte sich, dass die Zeit bereits vorbei und sein Großvater zurückgekehrt war ...

Robby Asher schaute sich um. Er wollte nicht an der gleichen Stelle stehen bleiben. Er war ein Junge, und Jungen oder Kinder brauchen eben Bewegung. Er konnte sich daran erinnern, dass er durch den großen Raum getobt war, in dem noch die alten und hohen Möbel standen. Es war eine Eingangshalle, hier hatten früher Feste und Empfänge stattgefunden, das war ihm erzählt worden.

Heute wirkte alles so tot und verlassen. Es gab noch einige Sessel, auch die hohe Standuhr war vorhanden und ebenfalls die Holztäfelung an den Wänden, die erst dort eine Lücke aufwies, wo die breite Treppe in die Höhe führte.

Robby erinnerte sich daran, dass er nie in den oberen Etagen des Hauses gewesen war. Er wusste, dass man dort auch wohnen konnte. Hier unten gab es nur die Räume zum Repräsentieren. Das hatte ihm auch der Großvater gesagt, wobei Robby nicht wusste, was das eine Wort zu bedeuten hatte. Der Großvater liebte besonders die Bibliothek. Sie war mit Büchern vollgestopft und ein perfektes Nachschlagewerk für Bücherwürmer und Studenten. Das war früher so gewesen, hatte aber in den letzten Jahren nachgelassen, denn durch den Siegeszug der Computer und der entsprechenden Programme brauchten viele nicht mehr in die Büchereien zu gehen, um sich Wissen anzueignen.

Das hier war nur noch etwas für Fans. Aber es war kein gutes Haus, das war ihm klar gemacht worden. Robby hatte nachgefragt, doch die Menschen im Ort hatten nur die Achseln gezuckt und geschwiegen. Es musste schon Geheimnisse geben.

Vielleicht war auch der neue Mieter deshalb in das Haus gezogen, um diese Geheimnisse herauszufinden. Aber davon wollte der Großvater nichts wissen, wenn Robby ihn darauf ansprach.

Mit seinen Eltern sprach der Junge nie darüber. Sie hatten für so etwas keine Zeit. Sie gingen der Arbeit nach. Sein Vater war in der Politik tätig und hatte zudem noch andere Ämter am Hals hängen, die viel Zeit in Anspruch nahmen.

Auch seine Mutter ging hin und wieder einem Job nach. Sie leitete einen Golfclub, sie war auch im Tennis aktiv und gehörte zu den Damen der Gesellschaft.

Robby war zwar nicht auf sich allein gestellt, aber er hätte schon gern etwas mehr von seinen Eltern gehabt.

Dafür kümmerte sich der Großvater um ihn. Die Großmutter war vor zwei Jahren gestorben, und so hatte Grandy viel Zeit. Er wollte seinen Enkel auf das Leben vorbereiten. Wenn es möglich war, nahm er Robby überall mit hin, was den Jungen natürlich freute. Abgesehen von den Besuchen in diesem Haus.

Das war auch nicht immer so gewesen. Erst in der letzten Zeit hatte es sich so verändert. Da musste etwas mit dem Haus passiert sein. Darüber sprach man auch im Ort.

Der Raum besaß hohe Fenster, die fast bis zur Decke reichten. Die Vorhänge waren nicht vorgezogen, trotzdem kam es Robby ziemlich dunkel vor, weil die Scheiben nicht eben klar waren und einen Teil des grauen Lichts draußen abhielten.

Robby fühlte ein Kribbeln in den Beinen. Er wollte nicht mehr auf der Stelle stehen bleiben. Deshalb ging er hin und her. Bei jedem Auftreten hörte er das Echo seiner Schritte, und es schien in dem großen Raum bis gegen die Wände zu hallen.

Es war kein Ort, an dem der Junge sich wohlfühlte. Trotz der großen Fenster und der hohen Decke kam er sich bedroht vor wie in einem Gefängnis. Er sah auch andere Türen, die zu verschiedenen Räumen führten. Er bildete sich ein, dass hinter jeder Tür ein Geheimnis lag, das nicht ans Tageslicht geholt

werden durfte. Dort hielt sich etwas versteckt, etwas sehr Böses, das einen Menschen fressen konnte.

Robby hatte nicht auf die Uhr geschaut. Seiner Meinung nach war sein Großvater schon viel zu lange weg. Er hätte die Bibliothek längst wieder verlassen müssen. Warum war er denn nicht gekommen? War ihm etwas passiert?

Als Robby dieser Gedanke kam, begann er zu zittern. Er schwitzte plötzlich, und die Falle hier kam ihm auf einmal noch enger vor. Er fühlte sich immer unwohler und suchte nach einem Ausweg, den er allerdings nicht fand.

Er wollte das Haus nicht verlassen, und er wollte auch nicht in die Bibliothek gehen und nach seinem Großvater sehen. Das alles traute er sich nicht.

So blieb er in der Eingangshalle zurück und kam sich verloren vor. Von allen verlassen, wobei ihm die Angst wie ein mächtiger Druck im Nacken hockte.

Außerdem war es um ihn herum so still geworden.

Unter der Decke schwebte der schwere Lüster wie eine gewaltige Glocke. Er hatte ihn schon strahlend hell erlebt. Da hatte er Robby gefallen, doch jetzt hatte er das Gefühl, dass der Kronleuchter jeden Moment nach unten fallen und ihn unter sich begraben konnte. Deshalb ging er schnell zwei Schritte zur Seite und drei weitere nach vorn, direkt auf die schwere Tür der Bibliothek zu, die er trotzdem nicht erreichte und stehen blieb.

Nein, er wollte nicht. Er konnte es nicht. Es war ihm unheimlich. Hinter der Tür befanden sich nicht nur Bücher und sein Großvater, sondern noch etwas anderes. Er war plötzlich überzeugt, dass sich Grandy dort nicht mehr allein aufhielt. So lange konnte doch keiner bleiben und nur nach alten Büchern schauen. Außerdem hatte ihm Grandy versprochen, nicht von der Bibliothek aus in einen anderen Raum zu gehen, was auch möglich gewesen wäre. Er wollte schnell zurückkehren, das hatte er immer so gehalten, und warum sollte sich das ändern?

Es gab keinen normalen Grund. Robby Asher hätte sich darüber auch keine große Gedanken gemacht, hätte er nicht die Erziehung durch seinen Großvater erhalten. Er war nicht so erzogen wie andere Kinder in seinem Alter. Grandy hatte ihm viel mehr beigebracht, und er hatte ihm immer geraten, nachzudenken, bevor er etwas tat.

Das befolgte Robby auch jetzt. Er fürchtete sich vor dem Innern der Bibliothek, doch wenn es sein musste, dann würde er die Tür auch aufziehen und den großen Raum betreten.

Bis zur Tür wagte sich der Junge vor. Er blieb dann davor stehen und starrte die schwere Klinke an, die noch aus alter Zeit stammte. Man musste schon eine große Hand haben, um sie umfassen zu können. Sie war auch schwer nach unten zu drücken, das wusste Robby. Er hatte es versucht und hatte dabei beide Hände einsetzen müssen.

Ein Schrei, dann ein Poltern!

Robby schrak zusammen. Er wich einen Schritt zurück, blieb dann aber stehen. Das Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen, und er merkte auch, dass er zitterte.

Es war schlimm gewesen! Es stimmte auch. Er hatte das Poltern und den Schrei gehört. Hinter der Tür in der Bibliothek. Etwas musste mit seinem Großvater passiert sein, und Robby wusste jetzt nicht, was er tun sollte.

Hineingehen und nachschauen! Grandy helfen. Vielleicht war er auf eine Leiter geklettert, um an die oberen Bücher zu gelangen. Da konnte man leicht ausrutschen und zu Boden fallen. Das hätte das Poltern erklärt.

Robby stand vor der Tür und zitterte. Er fühlte sich plötzlich so schwach, klein und hilflos. Sein Gefühl sagte ihm, dass der Großvater Hilfe benötigte.

Er liebte den Großvater. Sie waren ein Herz und eine Seele. Er konnte ihn einfach nicht im Stich lassen. Robby wusste auch, dass Grandy etwas besaß, das auch er gern gehabt hätte, ein Handy nämlich. Das hatten ihm seine Eltern gekauft. Wie

auch Grandy waren sie der Ansicht gewesen, dass er für ein Mobil-Telefon einfach noch zu jung war. Nun aber hätte er gern eines besessen, um Hilfe zu holen.

Er hörte noch ein Geräusch.

Fast ein Schrei, aber doch mehr ein Stöhnen. Jetzt war er sicher, dass es sein Großvater ausgestoßen hatte. Wieder rann es kalt seinen Rücken hinab. Er spürte einen Druck hinter den Augen, der so stark war, dass ihm beinahe die Tränen kamen.

Er musste Grandy helfen.

Und deshalb legte er beide Hände auf die Klinke, drückte sie nach unten und schob die schwere Tür langsam nach innen ...

Wir hatten uns in einem Art-Cafe getroffen, auf das Jane Collins' Wahl gefallen war. Sie hatte es sehr dringend gemacht und Suko und mir auch erklärt, dass Bill Conolly mitkommen würde.

Wir hatten bereits gehört, dass sie und Bill während unserer Abwesenheit etwas Schreckliches erlebt hatten, über das wir jetzt informiert werden mussten.

Die Fälle in Frankreich lagen endlich hinter uns. Zum Schluss waren wir eingeschneit gewesen, aber wir hatten es noch geschafft, uns bis Alet-les-Bain durchzuschlagen und hatten dann den Jahreswechsel bei den Templer-Freunden dort verbracht.

Satansjünger und Druiden-Maske waren vergessen. Bei den Templern hatten wir über andere Themen gesprochen, zum Beispiel über Vincent van Akkeren. Wir alle waren der Meinung, dass das neue Jahr auch sein Jahr werden könnte, und das gefiel uns natürlich nicht. Aber er steckte noch in den Vorbereitungen, sonst hätten wir schon längst wieder etwas von ihm gehört.

Nun ja, wir hatten alles überstanden. London hatte uns wieder

und damit auch der normale Alltag, wobei man bei unserer Arbeit den Begriff normal mit Vorsicht genießen musste, denn was wir in all den Jahren erlebt hatten, war alles andere als normal gewesen, zumindest nach bestimmten Regeln.

Aber wir lebten. Der Kampf würde auch im neuen Jahr weitergehen, und es würde weitere böse Überraschungen geben, das stand für uns fest. An einen Sieg war nicht zu denken. Ein Philosoph hatte mal gesagt, dass das Böse in der Welt nicht zu besiegen war, und genau das konnten wir unterstreichen.

Das Böse war nicht auszurotten. Man konnte ihm Niederlagen beibringen oder es in Schach halten, doch völlig ausrotten ließ es sich nie. Das bekamen wir tagtäglich zu spüren.

Zum Glück hatten wir eine kleine Atempause erlebt und auch bei den Templern Ruhe gefunden. Jetzt freuten wir uns, wieder in London zu sein.

Das Cafe glich fast einem kleinen modernen Museum. Überall standen Plastiken, waren die Wände mit Bildern bedeckt, die auch gekauft werden konnten, hielten sich die Künstler selbst in dem Raum auf, denn man hatte so etwas wie einen Stammtisch für Künstler eingerichtet, an dem auch ein junger Mann und eine schon ältere Frau saßen und sich über Kunst stritten.

Zu viert saßen wir in der Nähe eines bis zum Boden reichen den Fensters, tranken Mineralwasser und Weißwein, und mein Freund Suko und ich hörten zu, was uns Jane und Bill zu berichten hatten.

Da war es um einen Gladiator gegangen, der durch Bills Goldene Pistole vernichtet worden war. Er jedoch war nicht das Problem, wie beide betonten, denn es ging um die geheimnisvolle Gestalt des Absalom. Auf sie kamen sie immer zu sprechen.

»Und wer ist er genau?«, fragte ich.

Zuerst zuckte Bill mit den Schultern, dann Jane.

»Hat er sich denn nicht erklärt?«

»Nein, nicht direkt«, meinte Bill. »Er sieht sich als Prophet an. Er kann durch die Zeiten reisen, und nicht nur das. Er ist auch in der Lage, die Zeiten mitzubringen.«

»Verstehe«, sagte ich. »Deshalb auch der Gladiator.«

»Ja.«

»Welchen Sinn hat sein Erscheinen gehabt?«, fragte Suko.

»Das wissen wir nicht«, antwortete Jane, nachdem sie einen Schluck Wein getrunken hatte. »Wir sind auch davon ausgegangen, dass sein Erscheinen so etwas wie ein Anfang gewesen ist. Gewissermaßen ein Test. Das muss aber nicht so sein.«

»Er selbst hat auch nicht eingegriffen und sich im Hintergrund gehalten«, sagte Bill. »Deshalb haben wir ihn ja nicht mal so genau erkennen können. Er war wie eine Spukgestalt.«

»Gab es Gründe für sein Abwarten?«

»Keine Ahnung, John.«

Ich räusperte mich und schob den Stuhl nach hinten, um Platz für meine Beine zu schaffen, die ich endlich ausstrecken konnte. »Vielleicht hat er gemerkt, welche Waffe du bei dir getragen hast, Bill. Da ist er dann vorsichtig geworden. Diesen Grund kann ich mir jedenfalls vorstellen.«

»Ich weniger.«

»Warum?«

Jane meldete sich zu Wort. »Wir wissen nicht mal, ob er feinstofflich oder stofflich war. Wie gesagt, er hat sich sehr im Hintergrund gehalten. Wie ein Beobachter, dem nichts entgehen soll. Er ist dann verschwunden. Aber er hat seine Zeichen gesetzt, denn dieser Gladiator war nicht gerade jemand, mit dem man große Freude haben kann. Er war eine Gestalt, die alles vernichtet, was sich ihr in den Weg stellt. Wir haben eben großes Glück gehabt.«

»Wenn ich dich so höre«, meinte Suko, »dann müssen wir uns also darauf einrichten, dass er noch mal erscheint.«

»Klar.«

»Und er wird wieder einen Gruß aus der Vergangenheit mitbringen - oder?«

»Kann sein.«

Suko schaute mich an. »Was meinst du dazu, John?«

Ich wusste im Moment nicht, was ich antworten sollte. Wir hatten mit anderen Gegnern schon genug Ärger und brauchten nicht noch jemanden. »Nun ja«, sagte ich schließlich, »vielleicht hat er ja gemerkt, dass es hier Menschen gibt, die sich zu wehren wissen. Ich hoffe, dass er sich auch daran erinnert und sich so schnell nicht wieder blicken lässt. Oder habt ihr Lust, all das aus der Vergangenheit zu erleben, was besser darin verborgen bleibt? Denkt mal an die Folgen. Wenn er tatsächlich die Zeiten überbrücken kann, dann ist es ihm auch möglich, etwas mitzubringen, was wir überhaupt nicht gebrauchen können.«

»Und«, spann Bill den Faden weiter, »er könnte uns auch mit in andere Zeiten entführen.«

»Das wäre ebenfalls eine Folge davon.«

Jane stellte eine Wasserflasche hart ab. »Wichtig ist doch, dass wir Bescheid wissen. Man hat uns informiert, und wir können mit diesen Informationen etwas anfangen. Wenn er abermals erscheint und sich uns zeigt, sind wir zumindest nicht so sehr überrascht. Das ist doch auch schon etwas.«

»Eine düstere Erscheinung«, sagte Bill Conolly. »Ein Prophet des Bösen oder der Hölle. Ich hoffe, dass er nicht so schnell zurückkehrt. Außerdem hat er gesehen, wer seine Gegner sind. Er wird Jane und mich nicht so leicht vergessen, nehme ich an.«

»Aber Anzeichen einer erneuten Rückkehr hast du nicht erlebt - oder?«

»Nein, John. Da bin ich auch froh. Ich wollte auch nur zusammen mit Jane auf ihn hinweisen, mehr nicht. Wir stehen am Beginn eines Jahres. Man weiß ja nie, was auf einen zukommt, aber ich kann mir schon vorstellen, dass wir im Laufe der

nächsten zwölf Monate noch einiges von ihm hören werden. Darauf müssen wir uns einstellen.«

Suko gab ein leises Seufzen von sich, bevor er sagte: »Oft treibt einen das Schicksal wirklich an den falschen Ort. Aber daran können wir leider nichts ändern.«

»Du sagst es!«, meinte Jane. Sie lächelte breit, und ihre Augen strahlten. »Was immer auch geschehen ist, Freunde, wir sollten trotzdem auf das neue Jahr anstoßen.«

»Womit denn?«, fragte Bill.

»Mit Sekt oder ...«

Bill legte ihr eine Hand auf den Arm und stand auf. »Ich erkundige mich mal, ob es hier Champagner gibt. Ich finde, den haben wir uns redlich verdient.«

Keiner widersprach. Die Stimmung zwischen uns war jetzt lockerer. Für den Moment waren die Sorgen vergessen. Ich lehnte mich auf meinem Stuhl nach hinten, verschränkte die Hände im Nacken und drehte den Kopf in Richtung Eingang. Es war mehr Zufall, dass ich diese Bewegung durchführte, aber mir fiel sofort der neue Gast auf, der von der Kleidung her kaum hierher passte.

Sein Outfit war einfach zu konservativ. Er trug einen dunkelgrauen Wintermantel, den er nicht geschlossen hatte. Deshalb waren auch der ebenfalls dunkelgraue Anzug und die Weste in der gleichen Farbe zu sehen. Den steifen Hut nahm der Mann ab, als er das Lokal betreten hatte, aber ich hatte ihn auch so erkannt.

Der neue Guest war kein geringerer als Sir James Powell, unser Chef. Ich konnte nicht eben sagen, dass ich mich über seinen Anblick freute ...

Robby Asher zitterte. Das lag nicht nur an der Anstrengung, die schwere Tür zu öffnen, sondern hing auch mit der Furcht

zusammen, die ihn gepackt hielt.

Zunächst sah er nichts. Er stellte nur fest, dass es in der Bibliothek dunkler war als in dem Raum, aus dem er kam. Man hatte die Vorhänge zugezogen. Zwar waren sie nicht ganz geschlossen, aber es drang auch nur wenig Licht in den Raum, dessen Wände zwar nicht aus Büchern bestanden, aber so aussahen.

Vom Boden bis zur Decke stapelten sie sich. Sie standen dicht an dicht in den Regalen, aber dafür hatte der Junge keinen Blick. Er sah den großen Lesetisch in der Mitte der Bibliothek, die Sessel und Stühle, die Tür an der gegenüberliegenden Seite, die die Regalreihe unterbrach, aber er konnte seinen Großvater nicht sehen und das störte ihn.

Die Tür war offen, aber der Junge hatte die Bibliothek noch nicht betreten. Er blieb auf der Schwelle stehen und hielt die schwere Tür mit seinem Körper auf.

Wo befand sich sein Großvater?

Er dachte wieder an den Schrei und das Poltern und musste einfach davon ausgehen, dass etwas passiert war.

Robby glaubte einen Kloß in der Kehle zu haben. Er konnte im Moment nicht sprechen, nur schauen, aber von Grandy war nichts zu sehen.

Auch die Decke der Bibliothek war getäfelt. Früher vielleicht mit hellem Holz. Es war im Laufe der Zeit nachgedunkelt, und so wirkte die Decke wie ein brauner Himmel, aus dem ebenfalls kein Lichtstrahl in die Tiefe fiel.

Grandy hatte ihm versprochen, in der Bibliothek zu bleiben. Doch dort war er nicht. Er musste durch die Tür in das andere Zimmer gegangen sein, und damit hatte er ein Versprechen gebrochen, was Robby nicht akzeptieren wollte, denn so etwas hatte sein Großvater noch nie getan. Er hatte sich immer auf ihn verlassen können, und deshalb glaubte er auch jetzt nicht so recht daran.

Robby rief nach dem Großvater.

Er erhielt keine Antwort. Nach seinem Ruf kam ihm die Stille doppelt so schwer vor.

Robby Asher dachte auch jetzt nicht daran, auf dem Absatz kehrtzumachen und das Haus zu verlassen. Zu stark war die Bindung zwischen Enkel und Großvater. Er wollte wissen, was mit ihm geschehen war.

Er rief ein zweites Mal. Auch jetzt antwortete Grandy nicht. Robby merkte, dass die Angst wieder zurückkehrte. Er traute sich trotzdem weiter vor, ging aber mit möglichst leisen Schritten und mit nach vorn gestrecktem Kopf, auf dem sich die Gesichtshaut zusammengezogen hatte.

Der Tisch kam ihm ungeheuer groß und wuchtig vor. Er bestand aus einer dicken ovalen Holzplatte. Zehn Leute konnten an ihm bequem sitzen und lesen. Jetzt aber war er leer und deshalb machte er auf den Jungen einen noch größeren Eindruck.

Er konnte auch bequem unter ihn schauen, was er tat. Ihm fiel der gebogene Fuß auf, der sich zur Platte hin verzögerte und sie dort abstützte wie eine riesige Hand.

Der Fuß war dunkel. Er war mächtig. Aber er hatte eine bestimmte Form, die der Junge kannte.

Jetzt nicht mehr!

Etwas war anders geworden. An der Seite des Tischfußes breitete sich ein Schatten aus, der nicht nur flach auf dem Boden lag, sondern noch darüber hinwegschaute.

Robby hatte ihn bei seinen Besuchen hier nie gesehen. Jetzt sah er ihn und erkannte, dass der Schatten neu war.

Er ging hin. Bei jedem Schritt verstärkte sich die Angst.

Da lag jemand!

Es war ein Mensch, der sich nicht bewegte. Robby sah es deutlich, denn dieser Mensch hatte seinen linken Arm ebenso vorgestreckt wie seine Hand. Die Finger waren dabei gespreizt, und am kleinen Finger sah er den Ring mit den Goldplättchen darauf.

Er wusste Bescheid!

Robby riss den Mund auf. Er schrie nicht, sondern ging mit zitterigen Schritten weiter und fiel schließlich neben der Hand auf die Knie. Er brauchte seinen Kopf kaum zu drehen. Das wächserne Gesicht des Großvaters lag zum Greifen nahe vor ihm, aber er sah auch das viele Blut, das sich unter seinem Kopf ausgebreitet hatte ...

Für jeden Erwachsenen wäre dieser Anblick ebenfalls ein Schock gewesen. Für ein Kind war er um so schlimmer. Auch deshalb, weil Robby seinen Großvater so geliebt hatte.

Es war der erste Tote, den er richtig sah. Seine Großmutter hatte er als Leiche nicht gesehen, aber jetzt lag Grandy vor ihm. Er würde nie mehr mit seinem Enkel spielen, er würde ihm nie mehr Geschichten erzählen. Er würde nie mehr mit ihm durch den Wald gehen oder gemeinsam ein Kino besuchen.

Grandy war tot!

Tot! Tot! Tot!

Nur dieses eine Wort beschäftigte den Jungen. Robby war nicht in der Lage, zu schreien, was ihm vielleicht gut getan hätte, so starr wie sein Großvater auf dem Boden lag, so saß er neben der Leiche.

Er sah ihn, und er sah ihn zugleich nicht.

Sein Blick war nach innen gerichtet, obwohl er dem Anblick der weit geöffneten Augen nicht entkommen konnte. In ihnen war kein Leben mehr vorhanden, trotzdem glaubte der Junge, dass sein Großvater in den letzten Sekunden seines Lebens eine große Angst und Überraschung gespürt haben musste. Er konnte selbst nicht sagen, wie er darauf kam. Es war mehr eine Eingebung, die ihn erfasste.

Und er sah noch etwas.

Das viele Blut. Es roch sogar. Es stammte von seinem Großvater. Robby musste den Kopf nur etwas senken und leicht drehen, um zu erkennen, was wirklich geschehen war.

Das viele Blut war aus einer Wunde an der Brust gelaufen. Sie war so groß, dass sie sich bis zum Hals hinzog, wo keine Kehle mehr zu sehen war.

Zum Glück hatte ein bestimmter Mechanismus die Herrschaft bei Robby übernommen. Er sah dieses schreckliche Bild zwar, aber er nahm es nicht richtig in sich auf. Etwas stellte sich zwischen ihn und den toten Großvater. Die Erinnerung würde ihn später erwischen, aber das war ihm nicht klar. Er hockte vor dem Toten und kam sich selbst vor wie ein Fremder. Er atmete hechelnd. Er spürte den Druck in der Brust - und er schrak zusammen, als er von der Decke her ein wildes Geräusch hörte.

Robby riss den Kopf in die Höhe. Er hatte sich das Geräusch nicht eingebildet. Er schaute nach - und sah dort einen Schatten, der blitzschnell an der Decke entlangwischte, sich einmal im Kreis drehte und dann ein neues Ziel anvisierte.

Erst jetzt fiel dem Jungen auf, dass die zweite Tür nicht geschlossen war. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass sie jemand während seiner Anwesenheit geöffnet hatte, aber sie war offen, und das musste von der anderen Seite geschehen sein.

Das Wesen huschte nach unten. Für einen Moment war es besser zu erkennen, und Robby glaubte, ein Tier mit großen Flügeln gesehen zu haben. Wie ein dunkler Vogel, der genau wusste, wohin er zu fliegen hatte, denn er war plötzlich weg.

Robby Asher blieb hocken. Er schaute unter dem Tisch hindurch, sah den Ausschnitt der Tür, aber nicht, was sich dahinter verbarg, denn dort war die Dunkelheit einfach zu dicht.

Sekunden vergingen, in denen er kein fremdes Geräusch mehr hörte. Die Totenstille hüllte ihn ein. Er war auch nicht in der

Lage, sich um seine eigenen Gedanken zu kümmern. Er fühlte sich, wie gefesselt, und irgendwann, als ihm die Beine steif geworden waren, da wusste Robby, dass er aus der Bibliothek raus musste.

Grandy war tot!

Man hatte ihn umgebracht!

Es war jemand gewesen, der fliegen konnte. Ein fliegender Mörder. Etwas Grauenhaftes, das er nie würde begreifen können, weil es einfach zu schrecklich war.

Robby stand auf.

Der Weg führte ihn dorthin, wo er auch hergekommen war. Er zog die schwere Tür auf und musste wieder viel Kraft aufwenden, um sie aufzuziehen.

Er schaute in den leeren Raum am Eingang. Er sah in die Helligkeit hinein, und plötzlich riss in ihm etwas entzwei. Den richtigen Schock hatte Robby noch nicht erlebt. Der erwischte ihn jetzt. Ausgerechnet in diesem Augenblick war niemand da, der ihm helfen und Trost spenden konnte. Er war auf sich allein gestellt.

Robby Asher rannte auf die Tür zu. Er wollte weg, nur weg.

Vor dem Haus lagen noch schmutzige Schneereste. Er stolperte hindurch und bewegte sich wie von einer Peitsche getrieben.

Dann konnte er nicht mehr.

Es musste einfach raus!

Robby schrie. Er schrie, er rannte, er schrie, bis er ausrutschte, hinfiel und mit dem Kopf so hart aufschlug, dass er das Bewusstsein verlor ...

Ich hatte noch einen Stuhl geholt und ihn so zwischen uns geklemmt, dass auch Sir James einen Platz fand. Bill hatte es geschafft, eine Flasche Champagner zu besorgen. Er verteilte

die perlende Flüssigkeit in fünf Gläser, doch eine dem Getränk entsprechende Stimmung wollte bei keinem von uns aufkommen.

Das lag an Sir James. Nicht an ihm persönlich, sondern an seinem Besuch, denn er war bestimmt nicht nur gekommen, um uns einen guten Tag zu wünschen.

Trotzdem machte Bill gute Miene zum etwas frustrierten Spiel, hob sein Glas an, wir taten es ihm nach, und auch Sir James Powell griff zu.

»Auf dass wir uns in einem Jahr an gleicher Stelle erneut treffen werden«, sagte Bill. »Und darauf, dass das Jahr uns das bringt, was wir uns alle wünschen.«

Wir tranken. Bills Stimme war nicht ungehört geblieben. An den Nachbartischen drehten sich die Menschen um, sie lachten und prosteten uns ebenfalls zu. Es war ein wirklich lockeres Publikum, das sich hier versammelt hatte, und als der gute Bill sein Glas abstellte, da hatte er es bis zum Grund geleert.

In den anderen Gläsern perlte noch der größte Teil der Flüssigkeit in die Höhe. Sir James hatte am wenigsten getrunken und nur etwas genippt. Er übernahm auch das Wort, und es war ihm anzusehen, dass er sich in dieser Umgebung nicht eben wohlfühlte.

»Wie Sie sich vorstellen können, bin ich nicht gekommen, um auf das vor uns liegende Jahr anzustoßen. Mein Erscheinen hat einen rein dienstlichen Grund.« Er zuckte mit den Schultern. »Es tut mir natürlich Leid, aber ich denke, dass wir uns darüber unterhalten sollten.«

»Eilt es sehr?«, fragte ich.

Sir James rückte seine Brille zurecht. »Es ist mehr ein persönliches Problem«, gab er zu, »weil es sich um einen Menschen handelt, den ich recht gut gekannt habe.«

»Der Mensch ist jetzt tot?«, fragte Bill.

»Ja, Mr. Conolly. Er starb vor zwei Tagen. Es sind die Umstände seines Todes, die mich nachdenklich gemacht haben,

und ich denke, dass es ein Fall für uns sein könnte. Einen hundertprozentigen Beweis habe ich nicht, ich gehe nur von gewissen Voraussetzungen und einer bestimmten Aussage aus.«

Wir wussten wie der Hase lief. Es war einer der wenigen Fälle, die Sir James persönlich angingen, weil er das Opfer gekannt hatte und Suko und mich nun bat, dass wir uns um den Fall kümmerten. Bisher waren seine Vermutungen immer eingetroffen, und auch hier sah es aus, als hielte er wieder das Ende eines roten Fadens in der Hand.

Er spürte allerdings auch, dass es nicht die richtige Runde war, in der er saß. Er wollte nicht mit dienstlichen Dingen fremde Menschen behelligen, und so kam ihm mein Vorschlag gerade recht.

»Sollen wir nicht ins Büro gehen?«

»Das halte ich für angebracht. Wir können fahren, ich habe den Fahrer draußen warten lassen.«

Das war wieder typisch für ihn. Sir James hatte schon vorausgesehen, wie es laufen würde.

Suko und ich erhoben uns von unseren Stühlen, während Bill und Jane sitzen blieben.

»Jetzt muss ich alles allein trinken«, beschwerte sich der Reporter.

»Nein, Jane, hilft dir.«

»Da muss ich Sheila anrufen, dass sie uns abholt.«

Ich hob die Schultern. »Dienst ist Dienst, Bill.«

Jane stieß mich an. »Aber über Absalom reden wir noch.«

»Klar. Kann ja sein, dass er sich mal wieder zeigt und wir dann auch in London sind.«

Jane zwinkerte mir zu. »Viel Spaß dann noch.«

»Danke, gleichfalls.«

Ob es spaßig werden würde, das war die große Frage. Ich glaubte nicht daran, denn ich hatte aus Sir James' Verhalten abgelesen, dass er diesem neuen Fall, von dem Suko und ich

noch nichts wussten, viel Bedeutung beimaß.

»Riecht das nach Ärger?«, fragte Suko.

»Nein, nach einem neuen Fall, der Sir James nicht kalt gelassen hat, glaube ich.«

»Wir werden sehen.«

Der Fahrer hielt unserem Chef die Tür auf. Wir stiegen hinten ein. London hatte sich von der schönen, klaren, winterlichen Kälte verabschiedet. Die Temperaturen waren wieder über den Gefrierpunkt geklettert, und nur der Himmel über der Stadt sah aus wie schmutziges Eis, das sich zusammengeklumpt hatte.

Es war nicht weit bis zum Yard, aber es wurde weit, weil wir drei Staus zu überstehen hatten.

Sir James sprach während der Fahrt nichts. Er vertiefte sich in irgendwelche Unterlagen, die er auch mit in sein Büro nahm. Er hatte zwischendurch Glenda Perkins angerufen, denn er wusste schon, womit er uns eine Freude machen konnte.

Der Kaffee war ebenso frisch wie auch der Tee. Glenda brachte beides und stellte uns die Tassen zurecht. Dann verschwand sie mit einem mokanten Lächeln. Sie wusste, wo Sir James uns weggeholt hatte, und ihre Schadenfreude konnte sie nicht verbergen.

Unser Chef entschuldigte sich noch einmal dafür, dann kam er zur Sache und schlug zugleich die schmale Akte auf.

»Der Mann, um den es geht, heißt Sir Ronald Asher. Er wurde in einem seiner Häuser umgebracht. Genauer gesagt, in seiner Bibliothek.«

»Und Sie kennen ihn aus dem Club?«, setzte ich nach.

»Ja.«

»Wie brachte man ihn um?«, fragte Suko.

Eigentlich hätte jetzt eine klare Antwort kommen müssen, aber die kam nicht, denn Sir James breitete die Arme aus und ließ sie dann wieder fallen. Seine Hände blieben auf der Schreibtischplatte liegen. »Genau das ist die Frage, obgleich jemand seinen Mörder wohl gesehen hat.«

»Ein Zeuge.« Ich lachte. »Das ist ja ...«

»Anders als Sie denken, John. Der Zeuge war Robby Asher, der Enkel des Toten. Beide waren in die Bibliothek des Hauses gegangen, um dort nach dem Rechten zu schauen. Der Junge ließ seinen Großvater allein den Raum betreten und blieb selbst zurück. Wenig später hörte er einen Schrei und ein Poltern. Er schaute nach und fand seinen Großvater schrecklich zugerichtet.« Sir James griff nach einem Umschlag, den er schon geöffnet hatte. Er drehte ihn herum, sodass einige Fotos herausglitten, die er uns reichte.

Es waren sechs Aufnahmen. Alle farbig. Suko bekam drei, ich nahm mir den Rest.

Wir fächerten sie auseinander und mussten beide schlucken, als wir die Leiche sahen. Sie lag unter einem großen Tisch, und Sir Ronald Asher war auf eine schlimme Art und Weise vom Leben in den Tod befördert worden. Seine Brust bestand aus einer einzigen großen Wunde, die sich sogar bis zum Hals hinzog.

»Und das alles hat der Junge ebenfalls gesehen?«, fragte ich leise.

»Ja, John. Er war als Erster am Tatort.«

Ich ließ die Fotos sinken und strich mit einer Hand über mein Gesicht hinweg. Das war verdammt hart, so etwas zu sehen. Auch für uns. Was musste erst der Junge durchgemacht haben?

»Wie geht es Robby denn jetzt?«, fragte ich.

Sir James räusperte sich. »Nicht gut, wie Sie sich bestimmt denken können. Er befindet sich unter ärztlicher Aufsicht. Robby hat einen Schock erlitten.«

»Ja, das wäre auch einem Erwachsenen passiert. War er denn in der Lage, eine Aussage zu machen?«

Unser Chef überlegte sich die Worte, nickte schließlich und sagte mit einer etwas unsicher klingenden Stimme, was auch nur jemand heraushörte, der ihn kannte: »Es gibt da etwas in der Aussage des Jungen, das mich dazu gebracht hat, Ihnen

Bescheid zu geben. Er hat den Mörder gesehen. Oder will ihn gesehen haben.«

»Wo?«, fragte Suko.

»Am Tatort.«

Mein Freund und ich schauten uns an. Suko blickte ebenso ungläubig wie ich. Er deutete auch ein Kopfschütteln an und flüsterte zugleich: »Und dann lebt der Junge noch?«

»Ja, er lebt. Der Mörder hat ihm nichts getan.« Sir James legte die Hände zusammen. »Wobei wir an dem Punkt angelangt sind, der mich misstrauisch gemacht hat. Ich habe die Aussagen des Jungen einige Male gelesen und glaube nicht, dass sie aus einer Panik heraus geboren sind oder aus irgendwelchen Vorstellungen. So etwas kann man sich schlecht ausdenken, finde ich zumindest. Der Killer befand sich im Raum. Laut Robby war es kein normaler Mensch, sondern ein Wesen oder eine Gestalt, die fliegen kann, weil sie Flügel besaß.«

»Tatsächlich?«, brach es aus mir hervor.

»Ja. Während Robby neben der Leiche kniete, sah er eine große Gestalt unter der Decke, die in der Dunkelheit nicht genau zu erkennen war. Aber er hat deutlich die Flügel gesehen. Sie ist dann durch eine offene Tür in einen Nebenraum hineingeflogen und danach nicht wieder erschienen. Das hat er zu Protokoll gegeben. Er flog durch eine Tür, die beim Eintritt des Jungen verschlossen gewesen ist. Sie muss also zwischendurch geöffnet worden sein. Wahrscheinlich von einer dritten Person, die Robby nicht zu Gesicht bekommen hat.«

Wir mussten das Gehörte zunächst mal verarbeiten. Einfach war dies nicht. Ich stellte mir einen Zehnjährigen vor, der seinen toten Großvater findet, der zudem noch ermordet worden war. Was musste in diesem Kind alles vorgehen? Was malte er sich in seiner Fantasie aus?

Da konnte es durchaus sein, dass er etwas gesehen hatte, was es nicht gab.

»Was Sie jetzt denken, John, das habe ich auch gedacht«, erklärte Sir James. »Ich glaube Robby trotzdem und nehme nicht an, dass dieses Wesen ein Produkt seiner Einbildung gewesen ist. Meiner Ansicht nach existiert es wirklich.«

Ich war noch immer skeptisch. »Was könnte es denn sein?«

»Das weiß ich nicht.«

Suko blieb mit seiner nächsten Frage wieder bei der Realität.
»Was sagen die Kollegen von der Mordkommission dazu?«

»Man kann sagen, dass sie vor einem Rätsel stehen«, erwiderete Sir James.

»Warum?«

»Es ist so. Der Mord als Tatsache bleibt bestehen. Nur hat man nicht herausgefunden, wie die Tat begangen worden ist. Man hat keine Waffe gefunden, und man ist auch nicht in der Lage gewesen herauszufinden, mit welch einer Waffe Sir Ronald getötet worden ist. Es kann sein, dass der Killer seine Hände benutzt hat.«

»Hände?«, fragte ich.

»Krallen!«

»Das sagen Sie, weil Sie davon ausgehen, Sir, dass es die Gestalt gibt, die Ihnen der Junge beschrieben hat. Gewissermaßen ein fliegender Killer.«

»Das herauszufinden, möchte ich Sie bitten, John.«

»Aber nicht so offiziell, wie ich Sie kenne, Sir.«

»So ist es. Die Ashers werden natürlich eingeweiht werden, und sie werden Ihnen erlauben, in ihrem Haus zu wohnen, das abseits in ihrem Park steht. Es wird normalerweise nicht mehr als Wohnhaus benutzt, obwohl genügend Zimmer vorhanden sind. Aber es beherbergt noch die Bibliothek der Ashers, und die ist wirklich außergewöhnlich, wie ich mir habe sagen lassen. Bücherschätze aus Jahrhunderten befinden sich dort. Einmal in der Woche hat Sir Ronald sie betreten, um nach dem Rechten zu sehen. Er nahm sehr oft seinen Enkel mit, weil er ihm einfach das Gefühl für Bücher vermitteln wollte. Dass er

umgebracht werden würde, damit hätte keiner rechnen können.«

»Und das in einem leeren Haus, Sir!«

Sir James schaute mich durch die dicken Gläser der Brille an.

»Das trifft nicht ganz zu, John.«

»Wie? Das Haus ist nicht leer?«

»Es wird hin und wieder vermietet.«

Die nächste Frage huschte mir wie von selbst über die Lippen. »Und gibt es zur Zeit auch einen Mieter?«

»Ja.«

»Und wer hat sich dort eingemietet? Doch nicht der Mörder - oder?«

»Nein, John, das wäre zu einfach.« Er legte seine Stirn in leichte Falten. »Im Moment wird das Haus von einem Mann namens Dominic Trenton bewohnt. Er ist Schriftsteller und war natürlich entsetzt, als er hörte, was dort in diesem Haus geschehen ist.«

»Dann war er während der Tat nicht anwesend?«, fragte Suko.

»So ist es.«

»Aber man hat sich mit ihm beschäftigt, nehme ich an.«

»Ja, Inspektor, ja. Das haben die Kollegen schon getan, und sie wollten auch wissen, welche Bücher er schreibt.«

Ich lächelte. »Horror-Romane?«

»Wäre naheliegend, John, ist es aber nicht. Dennoch ist dieser Trenton ein besonderer Autor, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, über Serienmörder zu schreiben.«

»Was?«

»Ja, Sie haben richtig gehört. Er schreibt über Serienmörder. Er hat bereits ein Buch veröffentlicht. Er geht in die Zellen, er interviewt die Mörder, denn er will wissen, was diese Menschen tatsächlich zu diesen Taten treibt. Sein Buch soll angeblich nicht reißerisch sein, habe ich mir sagen lassen. Es ist mehr als Protokoll geschrieben worden, und jetzt arbeitet er

an einem zweiten Buch. Er hat sich im Haus der Ashers eingerichtet, um seine Ruhe zu haben. Nun ja, damit ist es im Moment wohl vorbei.«

»Aber er wohnt noch dort?«

»Ja.«

»Und er denkt auch nicht daran, auszuziehen?«

Sir James lachte leise. »Was denken Sie denn, John? Nein, er denkt nicht daran. Einem wie ihm macht es wohl nichts aus, in einem Haus zu leben, in dem erst vor kurzem ein Mord passiert ist. Aber es ist noch genügend Platz für einen zweiten Mieter dort vorhanden. Ich denke mir, dass Sie der Mann sein könnten, John.«

»Dann trauen Sie diesem Trenton nicht?«

Sir James wiegte den Kopf. »Ein wenig suspekt ist er mir schon, das gebe ich zu. Direkt hat er ja nichts mit dem Mord zu tun. Auch Robby sah einen anderen, wenn wir uns auf seine Aussage beziehen. Dennoch traue ich ihm nicht.« Sir James lächelte hintergründig. »Ich weiß nicht, weshalb das der Fall ist. Sie können von einem Gefühl sprechen, aber das muss ich Ihnen nicht sagen. Und noch etwas, John. Offiziell verfolgen die Kollegen den Fall. Man wird Sie auch weiterhin einweihen, das habe ich mit Donald Asher, dem Sohn, bereits abgesprochen, so können Sie ungestört Ermittlungen aufnehmen.«

»Wohl nicht als Polizist?«

»Das versteht sich.«

»Als was dann?«

»Ich überlasse es Ihnen.«

Ich überlegte nur kurz. »Ich könnte mich als Freund des Hauses vorstellen, der über die Vergangenheit der Familie etwas schreiben möchte und deshalb in der Bibliothek nachschlagen muss.«

»Keine schlechte Idee, John.«

»Nimmt man mir das auch ab?«

»Das kommt auf Sie an. Sie sind ja dann so etwas wie ein

Kollege dieses Dominic Trenton.«

»Die Aufgabe wäre wohl besser auf Bill Conolly zugeschnitten, Sir.«

»Nein, nein, ihn können wir nicht einsetzen. Das müssen schon Sie erledigen.« Er meinte mich und schaute Suko dabei an. »Sie allein, John, denn zwei würden auffallen.«

Damit war Suko nicht einverstanden. Sein Protest klang sehr harmlos. »Eine Rückendeckung wäre trotzdem nicht schlecht.«

»Aber nicht im Haus.«

»Nein, nein. Vielleicht bleibe ich in der Nähe. Wie ich hörte, leben die Ashers auf diesem Grundstück, auf dem auch das Haus mit der Bibliothek steht...«

»Sehr richtig.«

»Gibt es dort ein Zimmer für mich?«

Sir James war nicht dafür. Er gab zu bedenken, dass die Kollegen noch immer bei der Familie ein und aus gingen. Wenn sie Suko durch einen Zufall sahen, flog die Tarnung auf, was Sir James auf keinen Fall wollte.

»Außerdem waren auch Sie in Frankreich. Ich denke, dass Shao froh sein wird, Sie am Abend zumindest wieder bei sich zu haben. Deshalb bleiben Sie hier in London und gehen dem normalen Dienst nach. Außerdem liegt der Besitz der Ashers nicht weit von London entfernt. Sie können das Ziel mit einem Auto immer schnell erreichen.«

Suko schaute mich an, und er sah mein Grinsen. »Ich hoffe, dass ich nicht wieder die Feuerwehr spielen muss. Bei John weiß man ja nie, wie sich die Dinge entwickeln.«

»Du hast Recht, Dad.«

Sir James kam wieder zur Sache. »Sie werden mir diesen persönlichen Gefallen also tun, John?«

»Sicher.«

»Danke.« Für einen Moment presste Sir James die Lippen zusammen. »Es geht hier auch um den Toten. Sir Ronald Asher ist ein Freund von mir gewesen. Wir haben uns gut verstanden.

Es fällt mir noch schwer zu begreifen, dass er tot ist. Aber ich möchte, dass sein Mörder unter allen Umständen gefasst wird. Das bin ich ihm einfach schuldig. Ich denke, da sollte man wirklich alles tun.«

»So sehe ich das auch, Sir.«

»Wunderbar, dann können wir uns jetzt um die Einzelheiten kümmern, denke ich.«

»Wie sehen die aus?«

»Wir beide werden mit Donald Asher telefonieren und ihn einweihen. Ich denke, dass er Sie dann zum Haus bringen und auch mit Dominic Trenton bekannt machen wird.«

»Wann?«

»Wann können Sie?«

»Ich brauche nur kurz zu packen.«

»Dann tun Sie das.«

Wir waren entlassen. Auf dem Flur blieb Suko stehen. »Na, wie gefällt dir dein neuer Job?«

»Ich würde lieber hier in London bleiben, als irgendwelchen Aussagen nachzugehen.«

»Dann glaubst du dem Jungen nicht?«

»Sagen wir so. Es fällt mir verdammt schwer. Aber man kann ja nie wissen.«

»Eben, du sagst es ...«

Auch am Nachmittag hatte sich der Tag vom Wetter her nicht verbessert. Er war nach wie vor in ein graues Licht eingepackt, und der Himmel schien schwermüdig geworden zu sein.

Ich war mit dem Rover in den Nordwesten gefahren und vor Watford abgebogen. Das Gelände fand ich vier Kilometer von der Ortschaft Weeling entfernt.

Weit brauchte ich nicht zu fahren, um die Stelle zu erreichen, an der ich abbiegen musste. Der Wald begann ein Stück weiter.

Ich aber rollte über einen schmalen Weg, der tief hinein in ein flaches Gelände schnitt, auf dem auch vereinzelt Bäume standen, ansonsten eine freie Sicht herrschte, bis hin zu einem großen Haus, das auf dem Gelände wie eine breite Mauer stand.

Dort mussten die Ashers wohnen. Ich glaubte nicht, dass die Bibliothek dort untergebracht worden war.

Ich fuhr etwas schneller - und trat schon Sekunden später auf die Bremse, weil ich Schüsse gehört hatte.

Als der Wagen anhielt, klangen erneut Schüsse auf, und ich entdeckte in der Luft die runden Gegenstände, die von einem Katapult in die Höhe geschleudert worden waren.

Tontauben!

Jemand stand auf dem Grundstück und übte sich im Treffen dieser künstlichen Vögel.

Das hielt mich nicht davon ab, langsamer zu fahren, denn ich wollte sehen, wer da schoss.

Ein Mann musste mich gesehen haben. Die Schüsse hatten kaum aufgehört, als er von der linken Seite her kam. Er lief noch vor mir, würde aber meinen Weg kreuzen.

Ich fuhr weiter, bis ich neben einer alten Eiche den Rover zum Stehen brachte und ausstieg.

Der Mann trug Stiefel, eine grüne Jacke aus wetterfestem Stoff und auf dem Kopf ebenfalls eine flache Kappe, die ein rot und schwarz kariertes Muster zeigte. Seine Flinte hatte er unter den Arm geklemmt. Die Mündung wies nach unten.

»Sie müssen John Sinclair sein«, sagte er.

»Stimmt.«

»Ich bin Donald Asher.« Er reichte mir die Hand, und ich erlebte seinen festen Druck.

Ich sprach ihm mein Beileid aus und fragte ihn dann nach seinem Sohn Robby.

»Es geht ihm noch nicht gut. Man sollte ihn nicht mit Fragen quälen.«

»Das hatte ich auch nicht vor. Es war nur das Interesse nach seinem allgemeinen Befinden.«

»Er lebt jetzt wieder bei uns. Meine Frau kümmert sich um ihn. Zwei Mal am Tag kommt auch ein Arzt. Seine Diagnose lässt uns hoffen. Robby ist auch seelisch recht robust. Er wird das Schreckliche bald überwunden haben.«

»Nur läuft der Mörder noch frei herum«, sagte ich.

Asher nickte. »Genau das ist unser Problem. Aber vielleicht lösen Sie es ja.«

Er wirkte auf mich nicht wie ein trauernder Sohn, der seinen Vater verloren hatte. Ich wollte auch nicht voreingenommen sein und hielt auch dem Blick seiner hellblauen Augen stand. Sie passten irgendwie auch zu der hellen Haut. Sein Oberlippenbart besaß einen rötlichen Schimmer, und das Haar, von dem nur wenig zu sehen war, schimmerte im gleichen Farbton.

»Kennen Sie eigentlich die Aussage Ihres Sohnes, was die Beschreibung des Täters angeht?«

»Ja.«

Seine Antwort hatte nicht geklungen, als würde er viel davon halten. Ich fragte nach. »Was halten Sie davon?«

Er versteifte sich. »Nichts halte ich davon«, erklärte er, »gar nichts. Das ist seiner Fantasie entsprungen, seiner Einbildung. Nein, Mr. Sinclair, der Junge hat sich in seiner Panik irgend etwas vorgestellt, was den Tatsachen nicht entsprechen kann.« Der Mann drückte seinen Kopf zurück und lachte. »Ein fliegender Mensch oder wie auch immer. Ein Monster mit Flügeln. Nein, da können Sie sagen, was Sie wollen. Da streike ich einfach.«

So negativ wollte ich mich nicht äußern. »Hat Ihr Sohn immer schon viel Fantasie gehabt?«

Er runzelte die Stirn. »Das kann ich nicht sagen. Er war kein Spinner oder Träumer. Er wünschte sich auch nicht in ein Internat für Zauberer, obwohl ihm sein Großvater schon immer Geschichten erzählt hat. Aber was dabei der Wahrheit ent-

sprach und was er sich aus den Fingern saugte, das kann ich Ihnen nicht sagen. Bei so etwas muss ich passen. Ich bin beruflich zu sehr eingespannt. Im Moment allerdings habe ich mir ein paar Tage frei genommen, und meine Frau ist ebenfalls zu Hause. Sie können also, wenn es nötig ist, immer wieder auf uns zurückgreifen, Mr. Sinclair.«

»Danke«, sagte ich, um sofort danach eine Frage zu stellen. »Was halten Sie persönlich eigentlich davon, dass ich mich bei Ihnen einquartiere?«

»Meine Idee ist das nicht gewesen.«

»Schade.«

»Aber ich habe zugestimmt und bin solidarisch. Ich habe auch Ihren Kollegen gegenüber nichts erwähnt. Außerdem kenne ich Sir James durch meinen alten Herrn. Ich bin zwar kein Fan von ihm, aber ich stehe ihm auch nicht negativ gegenüber.« Er lachte. »Außerdem soll man es sich mit Scotland Yard nicht verscherzen.«

»Richtig.«

Er schaute an mir vorbei auf den Rover. »Sie wollen also zum Zweithaus fahren?«

»Das hatte ich vor.«

»Man kann es von hier nicht sehen. Unser Wohnhaus verdeckt es leider. Es ist etwas kleiner, aber immer noch groß genug für zwei Personen, die darin leben wollen, das kann ich Ihnen schriftlich geben. Sie finden dort alles, was Sie brauchen. Sie können sich duschen, sie werden in einem großen Zimmer leben, aber Sie müssen sich mit Dominic Trenton verstehen, der geblieben ist, trotz der schrecklichen Tat.«

»Kennen Sie sich gut?«

»Ja, das kann man sagen.«

»Woher?«

»Sie wollen aber auch alles wissen.«

»Das haben Polizisten nun mal so an sich.«

»Also gut, Mr. Sinclair. Wir kennen uns von der Schule her.

Wir sind gemeinsam eingeschult worden und haben uns auf der Uni auch nicht aus den Augen verloren, denn beide studierten wir in Eton und sind so immer in Verbindung geblieben. Man kann sagen, dass wir Freunde sind.«

»Aber Ihr Beruf hat nichts mit dem des Mr. Trenton zu tun - oder?«

»O nein. Ich eigne mich nicht zum Schriftsteller. Ich bin mehr der Kaufmann, der Realist.«

»Wobei die Bücher, die Dominic Trenton schreibt, ja keine Fantasiegebilde sind.«

»Stimmt. Haben Sie schon mal ein Buch von ihm gelesen?«

»Leider nicht.«

»Sie sollten es nachholen, Mr. Sinclair.«

»Werde ich wohl machen. Zunächst bin ich gespannt darauf, meinen Mitbewohner kennen zu lernen.«

»Stimmt, stimmt!«, rief er. »Da stehen wir hier herum und reden und haben das Wichtigste vergessen.« Er wies auf meinen Rover. »Darf ich einsteigen?«

»Sicher.«

»Dann mal los ...«

Wir waren an dem normalen Wohnhaus vorbeigefahren, und ich hatte davon nicht viel gesehen. Es war nur klar, dass es sich um einen großen und meiner Ansicht nach auch düsteren Kasten handelte, an dessen Westfassade die Natur einen grünen Anstrich hinterlassen hatte. Den gleichen Schimmer entdeckte ich auf einigen Dachpfannen.

Haus Nummer zwei war wesentlich kleiner. Ein nüchtern wirkender Bau mit einer Eingangstür und keinem Portal. Auch hier war das Rot der Backsteine im Laufe der Zeit etwas verblasst.

»Früher war dieses Haus, bewohnt, nicht wahr?«, sagte ich.

»Ja, Mr. Sinclair. Da zählte unsere Familie noch wesentlich mehr Mitglieder. So haben wir sie aufteilen müssen.« Er räusperte sich, schaute sich dabei um und schüttelte den Kopf.

»Leider sehe ich Trentons Wagen nicht. Pech gehabt.«

»Sie meinen, er ist nicht da?«

»Genau!«

»Kann er sein Auto nicht an der Rückseite abgestellt haben?«

»Das tut er nie.«

»Dann wird er noch kommen und überrascht sein, mich dort als zweiten Besucher begrüßen zu können.«

»Nein, nein, so überrascht ist er bestimmt nicht.«

Ich hielt den Rover an. »Warum nicht?«

»Er weiß ja, dass er Besuch bekommt. Das musste ich ihm schließlich sagen.«

Ich drehte den Kopf nach links. »Haben Sie, ihm auch die ganze Wahrheit gesagt?«

Asher lachte laut. »Natürlich nicht, Mr. Sinclair. Er weiß nur, dass Sie sich für die Familie Asher interessieren und die Bibliothek da eine wahre Fundgrube sein kann. Er selbst würde so etwas nie machen, das weiß ich, da ich es ihm schon angeboten habe. Derartige Themen sind ihm einfach zu langweilig.«

»Er hält es lieber mit Serienmördern, wie?«

»Sie sagen es, Mr. Sinclair.«

Wir stiegen beide aus. Der Wind wehte in unsere Gesichter, und ich spürte ihn wie einen kalten Zungenschlag auf der Haut.

Als ich meinen Jackenkragen hoch stellte, grinste mich der Hausherr an. »Sie brauchen keine Sorge zu haben, Mr. Sinclair. Das Haus besitzt eine Heizung und auch elektrischen Strom. So alt wie es von außen erscheinen mag, ist es innen nicht.«

»Das beruhigt mich.«

Donald Asher ging lachend auf die Haustür zu und holte den Schlüssel aus der Tasche. Im Gegensatz zur Tür und zur Fassade war das Schloss neu und modern.

Der Schlüssel ließ sich zwei Mal drehen, und Asher nickte zur Tür. »Der gute Dominic ist tatsächlich nicht zu Hause. Sonst wäre nicht abgeschlossen. Sollten Sie auch machen, wenn Sie das Haus verlassen, Mr. Sinclair.«

»Vorausgesetzt, ich bekomme einen Schlüssel.«

»Keine Sorge, den bekommen Sie.« Er stieß die Tür auf und betrat das Haus.

Ich drehte mich noch einmal um. In der rechten Hand hielt ich meine Reisetasche. Ich schaute zum unfreundlichen Himmel und auch in den Park hinein, dessen Aussehen ebenfalls keinen Anlass zur Freude gab. Das sah im Frühling und im Sommer bestimmt anders aus.

Als ich die Schwelle übertrat, schaltete der Hausherr das Licht ein. Mehrere Lampen, unter der Decke und auch an der Seite gaben ihr Licht ab. Es malte das Holz der Wände an und glitt über die alten Ledersessel hinweg. Ich sah einen Garderobenständer auf fünf Beinen. Daran hing ein Mantel wie eine traurige Fahne. An einer Wandseite standen mehrere Stühle, und ein brauner Nussbaumtisch war ebenfalls vorhanden. Die Vorhänge hingen neben den beiden Fenstern, durch die das graue Tageslicht sickerte, um sich auf dem teppichlosen Steinboden auszubreiten.

Die Treppe nach oben bestand aus Holz. Auch auf ihre breiten Stufen fiel das Licht.

»Die Bibliothek befindet sich auch in der Nähe?«, fragte ich, ohne auf die Einrichtung des Hauses einzugehen.

Als Antwort wies der Hausherr auf eine geschlossene Tür.

»Dahinter ist auch der Mord passiert?«

»Ja.«

»Ich würde mir den Raum gern anschauen, wenn Sie gestatten.«

»Klar, machen wir. Aber wäre es nicht besser, wenn ich Ihnen zunächst Ihr Zimmer zeige? Dazu müssen wir in die erste Etage. Ich will Sie dort nicht allein suchen lassen.«

»Gut, gehen wir.«

Donald Asher schritt voran. Ich schaute auf seinen Rücken. Die Waffe hatte er nicht aus der Hand gelegt. Er nahm sie mit. Am Ende der Treppe kam ich mir vor wie in einem Schloss, weil der Gang hier recht breit war. An den Wänden hingen Gemälde, die wohl keiner im Haupthaus haben wollte, weil sie durchweg zu düster waren und allesamt Schlachten zeigten. Die Türen zu den Zimmern waren sehr breit und sahen ziemlich stabil aus. Am Ende des Ganges befand sich eine weitere Treppe, die noch höher führte. Sie allerdings war schmäler. Selbst aus der Entfernung gesehen sah sie angestaubt aus.

Wir waren vor einer Tür stehen geblieben, und Asher erklärte mir, dass dahinter nicht mein Zimmer lag.

»Wie nett. Wem gehört es dann?«

»Meinem Freund Dominic.«

»Ah ja.«

»Ich wollte nur, dass Sie wissen, wo er wohnt, Mr. Sinclair. Zum Zimmer gehört auch ein Bad mit Toilette. Dafür hat mein verstorbener Vater noch gesorgt.«

»Sehr gut, der alte Herr.«

Darauf sagte sein Sohn nichts. Er ging zwei Türen weiter und fast bis ans Ende des Ganges heran. Auf der linken Seite zeichnete sich die Tür zu meinem Zimmer ab, das erst noch aufgeschlossen werden musste.

»Bitte, nach Ihnen, Mr. Sinclair, das ist Ihr Reich.«

Das Reich war recht groß. Es besaß zwei Fenster und eine Schranktür, die ins Bad führte. »Das war früher mal ein Kamin. Er wurde zum Bad umgebaut.«

Was man alles machen konnte. Ich schaute hinein. Es gab die Dusche, die Toilette. Zwar etwas beengt, aber es war schon in Ordnung so. Meine Tasche stellte ich auf dem großen Bett ab. Alte Möbel verteilten sich im Zimmer, für die man durchaus beim Antiquitätenhändler etwas verlangen konnte.

»Es ist zwar nicht der große Luxus, aber ...«

»Ich habe schon schlechter gewohnt, Mr. Asher.«

»Freut mich.« Er lachte. »Natürlich nicht für Sie, sondern dass Sie zufrieden sind.«

»Dann können wir ja jetzt nach unten gehen, nehme ich an.«

»Habe nichts dagegen.«

Zuvor bekam ich noch die beiden Schlüssel. Der eine war für die Haustür bestimmt, der andere für die Zimmertür.

Wir gingen nebeneinander her und glichen zwei Menschen, die sich nichts mehr zu sagen hatten. Das allerdings änderte ich und kam wieder auf das Haus zu sprechen.

»Wie ich hörte, Mr. Asher, ist das nicht der einzige ungewöhnliche Vorfall hier gewesen.«

Er blieb stehen und schüttelte irritiert den Kopf. »Wie meinen Sie das denn?«

»Ganz einfach. Mir ist zu Ohren gekommen, dass es schon ungewöhnliche Todesfälle im Hause Asher gegeben hat.

»Wer sagt denn so etwas?«, brüskeierte er sich.

Ich lächelte ihn kalt an. »Ihr Vater.«

»Der ist tot.«

»Weiß ich. Aber er hat ja mal gelebt. Mein Chef, Sir James, und er besuchten den gleichen Club. Da haben die beiden Herren miteinander über vieles gesprochen. Unter anderem auch über einige ungewöhnliche Vorfälle in ihrem Haus.« Da hatte ich nicht geblufft. Auf der Fahrt hierher hatte mich Sir James tatsächlich noch mal angerufen und mir mitgeteilt, was er zuvor vergessen hatte.

»Können Sie da nicht genauer werden, Mr. Sinclair?«

»Ja, schon. Es gab Tote.«

Donald Ashers Mund klaffte auf. »Ja, ja, jetzt weiß ich, was Sie meinen, Mr. Sinclair. Natürlich gab es Tote. Aber in früheren Zeiten. Diese Häuser haben eine Geschichte, und die war nicht immer so, dass man damit angeben kann.«

»Mord und Totschlag!«

»Sie sagen es.« Er ging wieder vor und setzte seinen Fuß auf

die erste Treppenstufe. »Aber das ist jetzt vorbei.«

»Anscheinend nicht, wenn ich an Ihren Vater denke.«

»Ach, ein Unglück. Eine Ausnahme. Eine verdammte Tragik. Ich bin froh, wenn Ihre Kollegen die Leiche frei geben und ich endlich mit den Beerdigungszeremonien beginnen kann.«

»Das glaube ich Ihnen.«

Unten angelangt, schaute mir Donald Asher forsch ins Gesicht und wippte dabei auf den Füßen.

»Gibt es sonst noch etwas, was ich für Sie tun kann, Mr. Sinclair?«

»Es wäre sehr nett, wenn Sie mir die Bibliothek zeigen würden.«

»Das hätte ich fast vergessen. Wie dumm von mir. Kommen Sie bitte mit.« Er ging wieder vor, und ich dachte über ihn nach. Ich wollte nicht voreingenommen sein, aber mit diesem Menschen war es mir persönlich nicht möglich, eine Freundschaft zu schließen. Der war in gewisser Weise aalglatt, und ich bemerkte auch keine Trauer um seinen toten Vater. Wenn er von ihm sprach, dann hörte es sich an, als wäre der alte Herr nur mal kurz verreist, um in ein paar Tagen wieder zu kommen.

Wir betraten die Bibliothek, und ich blieb einen Schritt hinter der Tür stehen. Ich hatte mir keine Gedanken über dieses Refugium gemacht, aber so groß hatte ich mir den Raum mit der holzgetäfelten Decke nicht vorgestellt.

Drei der Wände davon waren mit Regalen bedeckt, in denen die Bücher dicht an dicht standen, in Leder eingebunden. Bücher, die jeden Literaturfreund in Jubelstürme versetzt hätten. Alles wirkte sehr gepflegt. Da gab es nichts Unaufgeräumtes, und das bemerkte ich auch.

Neben einem großen ovalen Holztisch war Asher stehen geblieben. »Ja, da haben Sie Recht. Mein Vater hat diese Bibliothek sehr geliebt, und er hat auch seinen Enkel immer gern hergeführt. Weder meine Frau noch ich hatten etwas

dagegen, doch wenn wir gewusst hätten, was hier mal passieren würde, hätten wir es nicht mehr zugelassen, dass mein Vater seinen Enkel mit in dieses Haus nimmt.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Wo genau hat man Ihren Vater eigentlich gefunden?«

Donald Asher schaute zu Boden. »Fast genau hier, wo ich stehe, Mr. Sinclair.«

Ich blickte genauer hin und erkannte, dass der Boden an dieser Stelle heller war. Das Holz zeigte blasses Streifen. Da hatte jemand schon heftig geschrubbt.

»Es ist nichts mehr zu sehen, Mr. Sinclair, und das ist auch gut. Ihre Kollegen hatten nichts dagegen, dass wir den Boden säuberten.«

»Klar.«

ch räusperte mich.

»Aber mich beschäftigt eine ganz andere Frage, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Raus damit!«

»Welches Motiv könnte es gegeben haben, Ihren Vater zu töten? Haben Sie darüber schon mal nachgedacht, Mr. Asher?«

Er blickte mich mit seinen hellblauen Augen scharf an und nickte nach einer Weile. »Ja, darüber habe ich mir bereits Gedanken gemacht. Aber ich bin zu keinem Resultat gelangt. Mit anderen Worten: Ich weiß nicht, aus welch einem Grund mein Vater getötet worden ist. Und wer überhaupt ein Motiv gehabt haben könnte.«

»Dann hatte Ihr Vater keine Feinde?«

»Nein. Nicht, dass ich wüsste.«

»Tja, damit wird das Rätsel nicht kleiner, Mr. Asher. Leicht wird eine Aufklärung nicht werden.«

»Kann ich mir denken.«

»Da gibt es dann nur noch die Aussagen Ihres Sohnes.«

Asher winkte barsch ab. »Hören Sie doch auf, Mann. Lassen Sie meinen Sohn in Ruhe. Er ist noch ein Kind. Zehn Jahre alt,

überlegen Sie mal. Was er gesehen hat, das hat er sich eingebildet. Das ist seiner kruden Fantasie entsprungen. Ein fliegen der Killer oder ein Engel, der mordet. Wo gibt es denn sowas?«

»Sie glauben gar nicht, was es alles gibt, Mr. Asher!«

»Ha.« Er stierte mich an und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Dann glauben Sie dem Jungen?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich glaube ihm so lange, bis das Gegenteil bewiesen ist.«

»Sehr schön. Aber lassen Sie mich damit bitte in Ruhe. Und Robby übrigens auch. Ich will nicht, dass er über die schreckliche Sache redet. Das hat auch der Arzt gesagt. Es wird dauern, bis er das Schreckliche verkraftet hat. Erst danach kann man ihn behutsam befragen, aber unter fachlicher Aufsicht, bitte.«

»Danke für den Ratschlag.«

Er wusste nicht, ob ich es ehrlich gemeint hatte oder ihn nur leicht auf den Arm nahm. Mehr aus Verlegenheit blickte er seine Uhr an.

»Ich denke, dass die Fragen geklärt worden sind. Sollte es noch welche geben, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung. Ansonsten habe ich zu tun, Mr. Sinclair. Sie wissen ja, wo Sie mich finden.«

»Natürlich.« Mit ihm zusammen verließ ich die Bibliothek. An der Haustür fiel mir noch etwas ein. »Eine kleine Sache noch, Mr. Asher.«

»Bitte?«

»Ist Ihre Frau über meinen tatsächlichen Beruf eigentlich eingeweiht worden?«

»Von mir nicht.«

»Danke, das wollte ich nur hören.«

Er zischte ab, und ich schaute ihm nach, wie er mit federnden Schritten enteilte. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass er froh war, seinen Vater losgeworden zu sein, denn jetzt war er der Chef auf Gut Asher, zu dem viel Land gehörte, das sich auch gut verkaufen ließ. Aber das waren alles Spekulationen

meinerseits, die jeglicher Grundlage entbehrten.

Allein blieb ich zurück und stellte erst jetzt richtig fest, wie ruhig es in diesem Haus war. Die Stille umgab mich wie ein großer Vorhang.

Ich holte mein Handy aus der Tasche und hatte sehr schnell eine Verbindung zu Suko hergestellt.«

»Ach, du Glücklicher«, sagte er.

»Wieso das denn?«

»Ich hocke hier in einem kleinen Büro, während du ein ganzes Haus für dich hast und damit vor allen Dingen Platz.«

Ich schaute mich beim Telefonieren um und antwortete: »Wir können gern tauschen, denn so super ist es hier wirklich nicht. Es ist sogar ziemlich trist.«

»Hast du denn wenigstens was herausgefunden?«

»Ja, habe ich.«

»Und?«

»Dass dieser Donald Asher ein ziemlich arroganter Knochen ist.«

»Stört dich das?«

»Bis jetzt nicht.«

»Und was ist mit dem anderen Untermieter?«

Ich lachte leise. »Auf den bin ich gespannt. Ich werde dich informieren, wenn es soweit ist.«

»Ausgezeichnet. Ich bleibe dann in Lauerstellung und habe mir eine Aufgabe vorgenommen.«

»Super. Welche denn?«

»Sir James brachte mich auf die Idee. Ich werde mal versuchen, herauszufinden, ob irgendwo etwas über die nette Familie Asher geschrieben steht. Der alte Asher wurde getötet. Hast du bisher schon einen Mord ohne Motiv erlebt?«

»Nein, das nicht.«

»Eben. Und da gibt es dann was zu bohren für mich. Ansonsten erschrick kein Schlossgespenst mit deinem Anblick.«

Bevor ich noch etwas erwidern konnte, hatte Suko die Ver-

bindung unterbrochen.

Ich wollte eigentlich auf mein Zimmer gehen und hatte schon die Tür erreicht, als ich es mir anders überlegte. Daran trug wieder mal meine Neugierde die Schuld, denn ich dachte an die zweite, die schmalere Treppe, die noch weiter nach oben führte. Solange ich mich allein im Haus befand, konnte ich mich sorglos umschauen. Wenn Dominic Trenton zurückkehrte, sah das schon anders aus.

Deshalb ging ich an meiner Zimmertür vorbei und steuerte das Ende des Flurs an. Den Gemälden an der Wand warf ich keinen Blick zu. Nur vor dem letzten Bild blieb ich für einen Moment stehen. Aus ihm hervor schaute mich ein Männergesicht an, das zum Fürchten aussah. Besonders der Ausdruck in den Augen. In der Ahnenreihe der Ashers schien es nicht nur nette Menschen gegeben zu haben.

Die Treppe war schmal. Sie passte nicht zu dem Bau. Zudem kam sie mir vor, als wäre sie nachträglich angelegt worden, weil man sie zuvor vergessen hatte.

Bei der ersten Entdeckung hatte ich gedacht, dass sie mit Staub bedeckt war. Das stellte sich als Wahrheit heraus, aber ich sah auch Spuren, und das nur, weil ich das Licht eingeschaltet hatte. Der Schalter befand sich zum Greifen nahe, und von der Decke her floss trübes Licht nach unten.

Auf den Stufen malten sich die Abdrücke der Schuhe schwach ab. Es war schon jemand vor mir hoch gegangen, und ich rechnete damit, dass es der mir noch unbekannte Dominic Trenton gewesen war.

Dieser Aufgang war auch nicht so stabil wie der erste. Alles war leichter gebaut worden, inklusive des Geländers.

Ich stieg die Stufen hoch und erreichte eine weitere Etage, die nicht durch eine Tür versperrt war. Wenn mich nicht alles

täuschte, war dies die letzte Etage des Hauses, obwohl darüber noch Platz war. Einen Aufgang zum Dachboden sah ich jedoch nicht.

Hier oben roch es anders. Man konnte wirklich riechen, dass sich hier nur selten Menschen aufhielten. Die Umgebung wirkte staubig und vergammelt. Der alte Teppich, der den Gang wie eine lange Zunge bedeckte, musste den Staub ebenfalls angezogen haben, denn er sah grau in grau aus.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es in dieser Höhe keine Zimmer gab. Nach Türen hielt ich vergeblich Ausschau, aber der Flur war hier nur kurz, und an seinem Ende sah ich endlich, was ich gesucht hatte.

Wegen des nicht sehr hellen Lichts zeichnete sich der Umriss nur schwach ab, und ich nahm meine kleine Leuchte zu Hilfe, um mich besser umzuschauen.

Die Tür war in eine Ecke gedrückt worden. Zwei Regale standen vor der Wand. Hier hatten alte Steintöpfe ihre Plätze gefunden, und auch dort hatte sich der Staub angesetzt. Niemand konnte mit diesen Dingern etwas anfangen.

Geschlossene Türen in einem Mordhaus interessieren mich immer. Auch hier wollte ich wissen, ob sie nur zugezogen worden oder richtig verschlossen war.

Es war eine Klinke vorhanden, die ich drückte und zugleich mit dem rechten Knie gegen die Tür drückte.

Sie war offen.

Sie kratzte über den Boden, als ich sie nach innen schob und ich vor mir in einen düsteren Raum mit kleinen Fenstern schaute, die ich von außen nicht gesehen hatte. Wahrscheinlich befand ich mich schon ziemlich dicht unter dem Dach, und ich würde diesen Raum auch durchsuchen.

Ich dachte auch jetzt darüber nach, aus welchem Grund man Sir Ronald Asher umgebracht hatte. Den Sohn zu fragen, brachte ja nichts ein. Entweder mauerte er oder er wusste wirklich nichts. Ich bezweifelte auch, dass er besonders erfreut

über meinen Besuch war. Er hatte ihn zwar nicht abgelehnt, um es sich nicht mit der Polizei zu verderben, aber mit offenen Armen hatte er mich nicht empfangen. Sein Verhalten war mir eher wie das eines Schauspielers vorgekommen. Zudem konnte ich mir vorstellen, dass er mehr über das Motiv der Ermordung wusste, als er mir gegenüber zugegeben hatte.

Auch interessierte mich der Enkel. Ich war gespannt darauf, mich mit ihm zu unterhalten. Erst wollte ich die nächste Nacht abwarten und auch das Treffen mit Dominic Trenton, bevor ich den Versuch startete.

Trenton war ebenfalls eine unbekannte Größe. Ein Autor, der über Serienmörder schrieb. Was war das für ein Mensch?

Ich kannte nicht alle Ecken und Räume in diesem Bau, aber eines stand fest: von schwarzmagischen Kräften war es wohl nicht bewohnt. Wäre es das gewesen, dann hätte sich mein Kreuz schon durch eine leichte Erwärmung gemeldet.

Ich ging in diesen Raum hinein, der mich an eine große Abstellkammer erinnerte. Hier hatte man alles hingeschafft, was woanders keinen Platz gefunden hatte. Es war ein großes Grab für Erinnerungsstücke, und so schlecht wie in einem Grab kam mir auch die Luft hier oben vor. Niemand hatte hier in der letzten Zeit die Fenster geöffnet und gelüftet, deshalb stand die Luft auch zwischen den Wänden. Auch die Scheiben der kleinen Fenster hatten eine graue Schicht bekommen. Es war beinahe unmöglich, nach draußen zu schauen.

Langsam ging ich weiter. Unter mir bewegten sich die Bohlen. Es war still um mich herum. Die Luft schmeckte nach Staub. Mit meiner Lampe leuchtete ich in die Runde und sah, dass zahlreiche Partikel durch den Strahl wirbelten.

Kartons und Kisten hatte man hier hochgeschleppt. Den Inhalt sah ich nicht, weil sie verschlossen waren. Es standen auch weitere Bilder am Boden, die an den Wänden lehnten, damit sie nicht umkippten. Auch dafür hatte man keinen Platz mehr im Haus gefunden. Alte Klamotten hingen über einem

fahrbaren Bügelständer und rochen muffig.

Es gab hier oben nichts Besonderes zu sehen, abgesehen von einem kleinen Schreibtisch, der zwischen zwei Fenstern stand.

Für ihn interessierte ich mich und stellte fest, dass er zwar ziemlich alt, aber noch gut erhalten war und bei einem Antiquitätenhändler sicherlich einen guten Platz gefunden hätte.

Ich war mal wieder neugierig, zog die Schubladen der Reihe nach auf, was nicht leicht war, da sie klemmten, aber ich fand nichts, was meine Neugierde befriedigt hätte. Ein paar alte Bleistifte rollten durch die Bewegungen hin und her, das war auch alles.

Nein, das hier war nicht wie im Kino, wo der Held, der einen Speicher besucht, plötzlich jemand findet, der sich erhängt hat. Hier lief alles normal.

Trotzdem war in diesem Haus jemand auf eine unerklärliche Art und Weise umgebracht worden. Genau das bereitete mir Probleme. Es gab nur die Aussage des Enkels, dem niemand glauben wollte. Aber er hatte etwas gesehen und von einer fliegenden Kreatur oder einem fliegenden Menschen gesprochen. Vielleicht auch von einem Engel oder von einem Monster.

Dem Jungen schenkte niemand Glauben. Klar, er konnte einen Schock erlitten und sich in seiner Fantasie etwas Schreckliches ausgemalt haben. Es musste aber nicht stimmen, und so war ich schon jetzt auf seine Aussage gespannt, falls es mir gelang, sie zu bekommen.

Ich trat an eines der Fenster heran und blickte nach draußen. Viel war nicht zu sehen. Der Park gab kaum etwas her, und der Schmutz auf der Scheibe tat sein Übriges.

Es fehlte nur noch Nebel, dann wäre die Grusel-Idylle perfekt gewesen.

Ich schaltete die Lampe wieder aus und hielt mich ohne Licht in diesem Zimmer auf. Bisher war ich derjenige, der die einzigen Geräusche verursachte, was sich aber änderte, denn

plötzlich hörte ich etwas.

Mitten in der Bewegung fror ich ein!

Selbst einem Geisterjäger können Schauer über den Rücken rinnen, das merkte ich bei mir.

Ich hatte die Geräusche nicht identifiziert, war aber überzeugt, sie gehört zu haben, und deshalb konzentrierte ich mich auch in den folgenden Sekunden so stark.

Kehrten sie zurück?

Noch war nichts zu hören - bis hin zu dem Augenblick, als ich das Zischeln oder Flüstern hörte, das mich umwehte. Dann vernahm ich ein Schleifen, als würde etwas über den Boden gezogen.

Als ich ein Stöhnen vernahm, zuckte ich zusammen, drehte mich dabei zur linken Seite hin und sah einen Schatten, der sich bewegte.

War da jemand?

Ich schaltete sofort die kleine Lampe an und sorgte durch das Verstellen der Optik für einen breiten Strahl.

Der Schatten war verschwunden, und ich war einem Irrtum erlegen. Was ich als Schatten erkannt hatte, war nichts anderes als der Zipfel einer Decke gewesen, mit dem jemand einen Gegenstand abgedeckt hatte, der auf dem Boden stand und eine, wie ich glaubte, rechteckige Form besaß.

Zwei Sekunden später stand ich daneben und zerrte die Decke zur Seite. Sie war über ein Bild gehängt worden, dessen Leinwand mehr beschmiert als bemalt war. Dunkle Farben und breite Striche zogen sich diagonal von einer Ecke zur anderen hin, und ein Motiv war nicht zu erkennen. Es gab nur diese Abstraktionen. Da hatte wohl jemand geübt und das Bild dann hier oben verschwinden lassen.

Ein Psychologe hätte sicherlich mehr damit anfangen können als ich. Mir fiel nur auf, dass der so genannte Künstler ziemlich durcheinander gewesen sein musste. Vielleicht sogar wirr im Kopf, und so hatte er dann seinen Zustand auf die Leinwand

übertragen.

Die Decke ließ ich neben dem Bild liegen und fragte mich wieder, ob sie sich nun bewegt hatte oder nicht. An eine Einbildung konnte ich schlecht glauben. Außerdem waren da noch die Stimmen aus dem Unsichtbaren gewesen, als hätte sich ein Tor zum Jenseits hin geöffnet.

Jetzt hörte ich sie nicht mehr!

Ich löschte wieder das Licht und blieb im Dunkeln stehen. Ich wollte so etwas wie ein Magnet für die andere Seite bilden. Sie sollte sich wieder zeigen, aber sie hielt sich zurück. Keine Stimmen mehr, nur noch Stille.

Bevor ich den Raum hier oben verließ, leuchtete ich ihn noch einmal ab. Da war nichts mehr zu sehen, was mich interessiert hätte. Nur der alte Krempel stand dort herum.

Aber die Stimmen waren echt gewesen. Ich legte auch besonders viel Wert auf die Mehrzahl, denn ich hatte nicht nur eine Stimme gehört. Es waren verschiedene gewesen, die sich dann zu einer einzigen zusammengefügt hatten.

Ich hatte hier oben nichts mehr zu suchen. Im Prinzip war ich nur wenig schlauer geworden. Ich wusste jetzt, dass dieses Haus ein Geheimnis barg, und auch die Aussage des Jungen betrachtete ich aus einem anderen Blickwinkel.

Es konnte durchaus sein, dass er sich nicht geirrt hatte. Hier gab es etwas, und dieses Etwas schreckte auch vor einem Mord nicht zurück.

Dann musste Sir Ronald Asher aber gewusst haben, was hier vorging. Keine Tat ohne Motive. Möglicherweise hatte er sogar zu viel gewusst und dies mit seinem Leben bezahlt.

Und wie stand es mit den anderen Mitgliedern seiner Familie? Mit seinem Sohn und der Schwiegertochter? Waren auch sie eingeweiht worden oder gehörten sie zu den Ahnungslosen in der Familie?

Nicht Donald Asher. Ich kannte ihn nicht besonders, aber ich traute ihm alles zu.

Mit einem letzten Blick zurück in das Halbdunkel verließ ich den Raum und ging wieder auf die Treppe zu. Automatisch bemühte ich mich, so leise wie möglich aufzutreten, um irgendwelche anderen Geräusche wahrzunehmen.

So hörte ich die Stimmen wieder.

Sie schwebten vor und über mir. Sie lachten, sie flüsterten, sie stöhnten, und ich rechnete sogar damit, dass sich diejenigen als geisterhafte Schattengestalten zeigten, denen die Stimmen gehörten.

Sie waren in der Nähe, aber mein Kreuz blieb kalt.

Vor der Treppe hielt ich an.

Ich schaute mich um.

Keiner zu sehen.

Aber das Flüstern umwehte mich noch, als wollte es um meinen Kopf herum einen akustischen Kranz flechten.

Stimmen können Menschen in den Wahnsinn treiben. Bei mir würde das nicht klappen. Deswegen waren sie wohl nicht aufgekлюgen. Sie wollten mir nur zeigen, wer der Chef in diesem Haus war. Nicht die Menschen, sondern die Geister.

Also konnte ich davon ausgehen, mich in einem Geisterhaus zu befinden.

Ich ging weiter.

Die Stimmen blieben. Sie verfolgten mich. Sie wehten über die Treppe hinweg, die ich mit recht schnellen Schritten hinter mich brachte, um wieder die Ebene zu erreichen, auf der sich auch mein Zimmer befand. Ich wollte kurz hineingehen und mich dann draußen umschauen.

Die letzten beiden Stufen übersprang ich, kam normal auf - und schrie leise auf.

Wie aus dem Boden gewachsen stand eine Gestalt vor mir!

Es war kein Geist, und es war kein Wesen, zu dem die Stim-

men gepasst hätten. Es war ein normaler Mensch, der etwas trocken lachte und sich dann entschuldigte.

»Habe ich Sie erschreckt?«

»Davon können Sie ausgehen.«

»Das passiert in diesem Haus leicht. Davon müssen *Sie* ausgehen.«

Wir standen beide im Licht des Flurs, und der Mann streckte mir seine rechte Hand entgegen. »Sie müssen John Sinclair sein, von dem mir mein alter Freund Donald erzählt hat.«

»Stimmt. Dann sind Sie Dominic Trenton?«

»Bingo.« Er grinste mich breit an. »Wir beide gehören zu den Typen, die sich nicht scheuen, die alte Bude hier als Herberge zu benutzen.« Er nickte. »Es ist toll, dass ich nicht mehr allein hier wohne. Auf die Dauer gesehen ist es schon recht langweilig.«

»Wenn Sie das sagen, Mr. Trenton.«

»Ach, sagen Sie doch Nic. Der lange Name gefällt mir nicht. Ich bin Nic Trenton. Und Sie müssen John Sinclair sein, der etwas über die Familie Asher schreiben will.«

Ich gab mich ein wenig zurückhaltend. »Nicht unbedingt schreiben, Nic. Ich habe mich hier eingenistet, um zu recherchieren. Zunächst mal hat Donald mich darum gebeten. Er möchte seine Familienchronik mal aufgearbeitet haben.«

»Da sind Sie allerdings zu einem tragischen Zeitpunkt hier erschienen, John.«

»Sie sprechen den Tod des alten Asher an?«

»Genau den meine ich. Sir Ronald hätte Ihnen bestimmt sehr bei den Recherchen helfen können. Aber jetzt ist er tot - leider. Irgendwann erwischt es jeden von uns.«

»Das ist eine Tatsache. Es kommt nur darauf an, wie man stirbt. Bei Sir Ronald ist das noch nicht richtig geklärt worden. Habe ich zumindest gehört.«

»Ein Unfall.«

»Oder mehr?«

»Denken Sie an Mord?«, fragte Trenton leise.

»Das habe ich nicht gesagt, aber ausschließen sollte man wohl nichts -oder?«

»Nein, das nicht.« Er hatte die Antwort sehr ernst gegeben, dann lachte er plötzlich. »Wissen Sie was, John, lassen Sie uns auf mein Zimmer gehen und einen guten Schluck zu uns nehmen. Ich habe einen besonderen Whisky, der Ihnen sicherlich schmecken wird. Sie trinken doch Whisky? Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Dann los.«

Sein Zimmer war größer als meines, und Trenton hatte es als Arbeitszimmer eingerichtet. In der Mitte stand ein Schreibtisch. Dort sah ich einen Laptop, einen Drucker, jede Menge Bücher und Papier, auch verschiedene Stifte und eine Lampe, deren großer Schirm das Licht so verteilte, dass es alles beleuchtete, was auf dem Schreibtisch lag. Eine Sitzecke war ebenfalls vorhanden. Die Tür zum Bad stand weit offen. Ich sah, dass der Raum die gleiche Größe hatte wie meiner.

Durch die großen Fenster strömte das Tageslicht. Es war nicht dunkler und auch nicht heller geworden, aber es hatte trotzdem eine Veränderung gegeben, denn ich sah, dass sich draußen im Park der erste Bodennebel gebildet hatte. Er schwebte wie Watte über dem Untergrund.

Ich drehte den Kopf nach rechts. Der Blick in den Park wurde noch besser, sodass mir eine kleine Insel auffiel. Ein abgeteiltes Stück inmitten des Parks und nicht weit von einer Gruppe von Trauerweiden entfernt, deren dünne Arme weit nach unten hingen.

Trenton hatte meine Haltung bemerkt. »Was gibt es da so Interessantes zu sehen, John?«

Ich erklärte es ihm.

»Wissen Sie nicht, was das ist?«

»Nein, sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Das hätte der gute Donald Ihnen auch sagen können, dass sich dort so etwas wie ein Familiengrab befindet. In früheren Zeiten hat man die Ashers da zur letzten Ruhe gebettet. Es ist die Gruft unter den Trauerweiden. Das passt ins Bild. Er hätte es Ihnen aber sagen müssen, wo Sie sich doch mit seiner Familie beschäftigen.«

»Ja, das hätte er eigentlich tun müssen«, sagte ich. »Kann sein, dass er es vergessen hat. Der Tod seines Vaters entschuldigt vieles.«

»Das denke ich auch. Aber jetzt trinken wir erst mal einen Schluck, John. Kommen Sie.«

Ich drehte mich um. Trenton hatte bereits zwei Gläser mit der edlen Flüssigkeit gefüllt, deren Aroma mir bereits entgegen wehte, ohne dass ich das Glas in den Händen hielt.

Trenton hatte die Schreibtischleuchte eingeschaltet. In der Zimmermitte befand sich die Lichtinsel. Die Helligkeit reichte aus, um auch uns zu erreichen. Zum ersten Mal kam ich dazu, mir Nic Trenton genauer anzusehen.

Ich weiß nicht, wie man sich einen Autor vorzustellen hat, der über Serienmörder schreibt. Aber so wie Trenton bestimmt nicht. Er war nicht der finstere Typ, der tief in das Seelenleben dieser Killer hineindrang und selbst davon etwas abbekommen hatte.

Nic Trenton wirkte locker, jugendlich. Sein Haar war recht lang und wuchs wirr um seinen Kopf. Er trug Jeans, einen schwarzen Pullover und eine Jeansjacke. Ein schmales Gesicht mit hervorstehenden Wangenknochen, auf denen sich dunkle Bartschatten abzeichneten. Seine Füße steckten in Turnschuhen mit dicken Sohlen. Die Nase war schmal, die Augenbrauen schoben sich auf sich zu und wuchsen unter der Nasenwurzel zusammen.

»Dann auf eine schöne Zeit hier im Haus, John.«

»Gibt es die denn?«

Nic trank noch nicht. Er lachte und sagte dann: »Eine gute

Frage, John, echt.«

»Die lag mir auf der Zunge. Ich komme aus der Stadt und bin so etwas nicht gewohnt.«

»Kann ich mir denken.« Er grinste breit. »Da fällt mir was ein. Kennen Sie Edgar Alan Poe?«

»Wer kennt ihn nicht?«

»Genau, John. Poe hat die Geschichte vom Untergang des Hauses Usher geschrieben.« Seine Augen glänzten plötzlich. »Jetzt denken Sie mal nach. Bei Poe hieß das Haus Usher. Hier heißt es Asher. Der Unterschied besteht nur aus einem Buchstaben. Ist doch spannend, nicht?«

»So kann man es sehen. Und Sie meinen, dass dieses Haus Asher auch so untergeht?«

»Ich meine gar nichts, John. Ich habe mir nur einige Parallelen überlegt.«

»Wenn Sie es so sehen wollen, bitte. Vielleicht muss das auch so sein, denke ich.«

»Warum?«

»Das kann mit Ihrem Beruf zusammenhängen.«

Er gab mir keine Antwort, sondern trank zunächst einen Schluck. Ich wollte nicht unhöflich sein und tat es ihm nach. Nic Trenton hatte nicht übertrieben. Der Whisky war wirklich vom Allerfeinsten. Er war so weich, so herrlich, der schmolz fast auf der Zunge, und ich hatte das Gefühl, das Getreide schmecken zu können.

»Ist das ein Tröpfchen, John?«

»Exzellent.«

»Sehr gut ausgedrückt, mein Lieber. Aber er ist auch einmalig. Ein schottischer Privatbrenner schickt mir immer eine Kiste, wenn ich ihn anrufe. Den bekommen Sie in keinem Laden zu kaufen. Und ich genieße ihn nach der Arbeit.«

»Dann haben Sie heute Ihr Soll schon erfüllt?«, fragte ich.

»Nein, nein. Ich fange erst an. Ich bin jemand, der die Nächte nicht zum Schlafen nutzt, sondern zum Arbeiten. Dafür schlafe

ich dann bis in den frühen Nachmittag hinein.«

»Und schreiben dann über Massenmörder?«

Seine Lockerheit verschwand. Ein leicht lauernder Ausdruck trat in seine Augen. »Warum fragen Sie, John? Stört Sie das?«

»Nein, nein, überhaupt nicht. Ich habe nur noch nie jemand erlebt, der sich mit diesem Thema beschäftigt.«

»Das sehr interessant ist.«

»Glaube ich gern. Aber man muss auch dafür geboren sein.«

»Volltreffer, John.« Er drehte sich um und ging mit seinem Glas auf die Sitzgruppe zu. Die Flasche nahm er unterwegs mit und stellte sie auf einen kleinen Tisch neben dem Sessel. Der andere war frei. Er deutete auf ihn und bat mich, ebenfalls Platz zu nehmen.

»Es ist so etwas wie die blaue Stunde«, sagte er, als ich ebenfalls saß, »die muss man genießen.«

»Das denke ich auch.«

Wir nahmen unsere nächsten Schlucke. Danach ließ Trenton den Whisky kreisen und schaute in sein Glas. »Da hat Ihnen also unser Freund Donald erzählt, was ich treibe.«

»Hat er.«

»Und jetzt brennen bei Ihnen zahlreiche Fragen.«

»So wichtig sind sie auch nicht«, antwortete ich. »Dennoch frage ich mich, wie ein Mensch dazu kommt, sich mit diesem Thema zu beschäftigen, das sicherlich faszinierend ist, aber zugleich auch abstoßend.«

»Sie haben den Punkt getroffen. Ich hätte nie gedacht, dass ich dahin mal kommen würde. Ich war früher Gerichtsreporter. Nicht nur hier in London, sondern auch in anderen Städten der Insel. Da habe ich schon genug erlebt. Doch eines Tages«, seine Stimme wurde leiser, und er senkte den Kopf noch tiefer, »wurde meine Freundin eiskalt ermordet. Ja, brutal. Gnadenlos.«

»Hat man den Täter gefasst?«

»Acht Monate später. Bei den Vernehmungen stellte sich

heraus, dass Giselle Opfer eines Serienmörders geworden ist. Er hatte noch vier andere Frauen auf dem Gewissen. Ich war wie betäubt, doch nach einer Weile bekam ich einen inneren Stoß, der mein Leben veränderte. Ich fragte mich, warum ein Mensch so etwas tut. Mir wollte es nicht in den Kopf. Da musste doch etwas dahinter stecken.«

»Sie interessierte die Psychologie der Serienmörder?«

»Genauso war es. Ich fing an, sie in den Zellen zu besuchen und sie zu interviewen. Ich dachte, das schaffst du nie, doch ich irrte mich. Komischerweise waren die Täter froh, mit jemanden über ihre Verbrechen sprechen zu können. Sie redeten sich alles von der Seele, und sehr oft vergaß ich sogar, wer da vor mir sitzt. Sie waren in der Zelle normale und harmlose Männer.«

»Empfanden sie Reue?«

Nic Trenton blickte mich aus großen Augen an. »Nein, nein«, sagte er schließlich. »Sie empfanden alles, nur keine Reue. Ich habe sie studiert, und ich sage Ihnen, dass sie hinter Gittern harmlos wirken. Sobald sie allerdings frei kommen, werden sie wieder zu den Tieren, die sie vor ihrer Einlieferung gewesen sind. Ich bin der Meinung gewesen, dass man sie nicht therapieren kann. Zumindest nicht diejenigen, mit denen ich gesprochen habe.«

»Und was ist mit dem Mörder Ihrer Freundin gewesen? Haben Sie ihn ebenfalls interviewt?«

»Ja«, sagte er leise und trank wieder einen Schluck. »Das habe ich. Sogar als Ersten.« Er schloss die Augen und sprach weiter. »Es war nicht einfach, John. Es hat mich verdammt Überwindung gekostet, aber ich musste diesen Schritt gehen, um Giselles Tod zu verarbeiten. Das ist eben meine Art.«

»Wusste er, wer Sie waren?«

»Ja.«

»Was sagte er? Wie verhielt er sich?«

Trenton schlug ein Bein über das andere und hob dabei die

Schultern. »Er zeigte zumindest kein Bedauern. Ich erfuhr auch, dass Giselle einfach Pech gehabt hat. Ihr Killer klingelte in dem Hochhaus, in dem sie wohnte. Es war Zufall, dass gerade sie ihm öffnete, denn sie hatte mich erwartet. Aber ich habe mich verspätet, weil eine Verhandlung länger dauerte als angesetzt. So hatte Giselle keine Chance. Das ist praktisch der Anfang gewesen.«

Ich ließ ihm eine gewisse Zeit, dann stellte ich meine nächste Frage. »Das war gewissermaßen der neue berufliche Anfang für Sie.«

»Wenn Sie es so sehen, haben Sie Recht. Die Killer faszinierten mich plötzlich. Ich wollte mehr über sie wissen und dabei auf wissenschaftlicher Ebene arbeiten. Das ist mir gelungen. Ich werde oft von der Polizei hinzugezogen, wenn es sich um Verhöre dreht. Mein Buch steht auch in den Regalen der Polizeischulen. Ich halte zudem Vorträge und bin ganz gut ausgelastet.«

»Und jetzt schreiben Sie an einem weiteren Buch, wie ich hörte.«

»Ja.«

»Darf ich mehr über den Inhalt erfahren?«

»Klar.« Er hob die Schultern locker an. »Das alles ist ja kein Geheimnis, John. Sie glauben gar nicht, wie viele Serienmörder es auf der Welt gibt. Das kann bei einem Einbrecher beginnen. Man wird ja nicht als Mörder geboren, sage ich immer. Stellen Sie sich einen Dieb vor, der in das Haus einer Frau eindringt, sie schlafend im Bett vorfindet. Die Frau erwacht plötzlich, und der Einbrecher sieht sich in einer Zwangslage. Was tun? Verschwinden oder es durchziehen?«

»Viele flüchten«, sagte ich.

»Ja. Leider nicht alle. Es gibt auch welche, die bleiben, und die ziehen es brutal durch. Sie töten dann, weil sie Angst vor Zeugen haben. Und es gibt welche, die sich an ihren Taten berauschen und Blut geleckt haben, um es profan auszudrü-

cken. Etwas ist plötzlich in ihnen geweckt worden, und so hinterlassen sie eine blutige Spur. Das ist dann praktisch die Geburtsstunde eines Serienmörders.« Er schaute mich bei seinen nächsten Worten an. »Glauben Sie mir, John, es gibt mehr Serienmörder als wir uns vorstellen.«

»Wenn Sie das sagen, ist das wohl richtig.« Ich kam wieder auf seine Arbeit zu sprechen. »Haben Sie Ihr zweites Buch schon fertig? Oder fangen Sie erst an?«

»Die Gesprächsprotokolle habe ich geschrieben. Ich muss nur noch die sie verbindenden Absätze und Kapitel dazwischensetzen. Das gibt dem Buch die Fülle. Natürlich lasse ich dabei meine eigenen Kommentare ebenfalls nicht aus.«

»Das ist verständlich. Mich wundert nur, dass Sie sich zurückgezogen haben.«

»Ich wollte einfach nur Ruhe haben. Hier bin ich vor der Welt abgeschirmt, und das ist fantastisch. Ich höre kein Telefon. Ich habe mein Handy abgestellt, ich bin hier in diesem Gemäuer ganz für mich, und Sie stören mich auch nicht, weil Sie sich wahrscheinlich mehr in der Bibliothek herumtreiben werden.«

»Genau dort, wo auch der Mord passierte.«

»Stört Sie das?«

»Ein wenig schon«, gab ich zu.

»Das wäre bei mir auch der Fall, John.«

»Mich stört vor allen Dingen, dass man den Mörder noch nicht gefunden hat und dass man überhaupt keine Spur hat. Da tappt die Polizei im Dunkeln. Oder haben Sie etwas erfahren?«

»Nein, das habe ich nicht, John. Ich bin auch überrascht worden. Aber ich ziehe es mir nicht an.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, das war nicht so ernst gemeint, und mich hat auch niemand verdächtigt. Es ist nur seltsam, dass ein Mord gerade dort passiert, wo ich mich aufhalte.«

»Waren Sie denn im Haus?«

»Nein, ich hatte einen Bekannten getroffen. Wir saßen in

Weeling in einem Pub. Somit hatte ich das beste Alibi, das man sich vorstellen kann.« Er setzte sein Glas an, trank es leer und beugte sich über die Seitenlehne hinweg. »Wie sensibel sind Sie denn, John?«

Ich gab mich etwas irritiert. »Wie soll ich das verstehen?«

»Ganz einfach. Ich möchte Sie nur fragen, ob Sie sich durch meine Anwesenheit gestört fühlen.«

»Auf keinen Fall. Ich bin zwar hier im Haus, aber ich werde mich durch die Bibliothek wühlen. Dort finde ich dann mehr über die Geschichte der Ashers.«

»Da machen Sie sich mal auf einige Überraschungen gefasst, mein Lieber?«

»Wieso? Wissen Sie mehr?«

»Nicht unbedingt. Aber das kennt man ja, und ich spreche jetzt allgemein. Je tiefer man in die Chroniken der Familien hineingeht, desto böser können Überraschungen werden. Es ist nicht alles so toll und gut, was nach außen hin so erscheint. Manchen Chronisten sind schon die Augen übergegangen.«

»Dann hätte Donald mir doch etwas gesagt.«

»Vielleicht weiß er es auch nicht.«

»Kann sein.«

Trenton räusperte sich. »Jedenfalls gebe ich Ihnen einen Rat, John. Verstricken Sie sich nicht so stark in Ihre Aufgabe. Setzen Sie nicht zuviel Herzblut ein. Sie werden die Geister dann nicht mehr los, die Sie gerufen haben.«

»Können Sie da deutlicher werden?«

»Ja, gern. Es darf nicht zur Manie werden, John. Auf keinen Fall. Halten Sie sich zurück. Sehen Sie das alles cool und versuchen Sie, objektiv zu bleiben.«

»Ich werde mich bemühen. Aber warum sagen Sie mir das, Nic? Haben Sie andere Erfahrungen gemacht?«

Er schaute mich düster an. Entsprechende Gedanken mussten auch durch seinen Kopf huschen. »Ja, das habe ich, John. Ich habe die Erfahrungen gemacht, und ich kann nicht sagen, dass

sie mir gefallen haben. Es verfolgt mich, wissen Sie. Ich müsste eigentlich aufhören, aber mein Job ist wie eine Sucht. Die Geister, die ich gerufen habe, werde ich jetzt nicht los. Das ist nun mal so. Daran ändern kann ich nichts. Auch wenn ich nicht daran denken will, ich denke immer daran. Oft finde ich keinen Schlaf. Und wenn ich endlich eingeschlafen bin, dann sehe ich die Mörder als Geister in ihrem Blutrausch. Immer und immer wieder schickt mir das Unterbewusstsein diese Szenen hoch, und ich kann ihnen leider nicht entkommen. Die Geister sind immer um mich herum, und ich weiß nicht, ob ich sie je wieder loswerde.«

»Da sind Sie wirklich nicht zu beneiden.«

»Eben.«

»Haben Sie dagegen etwas unternommen?«

Nic Trenton zuckte leicht zusammen. Mir kam es vor, als wäre er erst jetzt richtig wach geworden. Er schüttelte den Kopf und fragte dabei: »Ich weiß gar nicht, warum ich Ihnen das alles so brühwarm erzähle. Dabei kennen wir uns kaum.«

»Vielleicht musste das mal so sein.«

»Ja, kann stimmen. Komisch. Anderen habe ich mein Seelenleben nie so schnell geöffnet. Um auf Ihre Frage zurückzukommen, John, ja, ich habe versucht, etwas dagegen zu unternehmen, indem ich mich bewusst mit ihnen beschäftigte.«

»Klingt interessant...«

Nic stand auf und ging zu dem Schreibtisch. Er zog eine Schublade auf und holte ein Buch mit einem braunen Umschlag hervor. Er schlug es nicht auf, sondern hielt es geschlossen in der Hand und kam auf mich zu. Als er stehen blieb, warf er es mir in den Schoß.

»Ist das Ihr erstes Buch?«

»Nein, John. Ich würde es nie veröffentlichen. Es ist mein persönliches Buch.«

»Aha ...«

»Es ist ein Totenbuch«, präzisierte er.

Damit hatte er mich wieder überrascht. »Totenbuch?«, murmelte ich. »Ein ungewöhnlicher Name.«

»Schlagen Sie es auf.«

Er blieb neben dem Sessel stehen und schaute von oben her zu, wie ich das Buch öffnete. Die ersten Seiten überschlug ich, weil ich merkte, dass weiter in der Mitte die Blätter schwerer waren. Ich schlug sie auf - und schaute auf das Gesicht eines Mannes mit hellblondem Haar. Das Foto klebte auf der rechten - Seite. Auf der linken stand der dazugehörige Name.

Ich las halblaut vor. »Jason Wells. Serienkiller, der neun Obdachlose umbrachte. Lebenslänglich ...«

Ich schlug die nächste Seite auf. Wieder blickte ich in das Gesicht eines Serienmörders. So ging es weiter. Das ganze Buch durch. Und ich sah auch Frauenfotos, denn es waren nicht nur Täter, sondern auch Täterinnen. Bei ihnen ging es um die heimtückischen Taten, die sie in Altenheimen begangen hatten, um an das Geld der alten Menschen zu kommen, das sie sich auf einem raffinierten Weg schon hatten überweisen lassen.

Ich klappte das Buch wieder zu.

»Was sagen Sie dazu, John?«

»Ein Buch des Schreckens.«

»Genau:« Er nahm es wieder an sich. »Ich spreche dabei von einem Totenbuch. Mein persönliches Totenbuch. Da habe ich all diejenigen verewigt, die mich so beschäftigen. Für mich ist es so etwas wie eine Bibel des Grauens, und ich lese immer wieder darin. Ich bin verrückt danach, weil ich begreifen will, warum ein Mensch so etwas tut. Aber ich kann es nicht begreifen!« Er sah plötzlich müde aus. »Wahrscheinlich fehlt in meinem Kopf etwas. So genau weiß ich das nicht.«

»Vielleicht sollten Sie das Buch mal wegschließen, Nic.«

»Nein. Ich würde es immer wieder hervorholen. Es kann ja auch mal anders kommen. Vielleicht kippt mal alles. Wenn das eintrifft, fühle ich mich auch wieder besser. Aber zuvor muss

ich noch mein zweites Buch fertig bekommen. Das ist ebenfalls eine Sucht, die sich ein Außenstehender kaum vorstellen kann.«

»Doch, ich glaube Ihnen, Nic.«

Er legte das Buch wieder auf seinen Schreibtisch und goss noch einen Whisky ein. »Sie auch?«

»Nein, danke, nicht. Ich ... ich ... wollte auch noch in mein Zimmer, dann kurz in der Bibliothek vorbeischauen, und es kann durchaus sein, dass ich noch einen kleinen Gang durch den Park mache.«

»Sehr vernünftig. Was ist mit Ihrer Recherche?«

»Damit beginne ich morgen.«

»Das habe ich auch oft gesagt.«

»Und? Haben Sie es auch eingehalten?«

»Zur Hälfte.«

»Das ist immerhin etwas.« Ich ging zur Tür und öffnete sie. Auf der Schwelle sagte ich noch: »Wir sehen uns dann, Nic.«

»Bestimmt, John, bestimmt...«

Die Zimmertür war hinter mir zugeschlagen, und ich fühlte mich in diesem Moment leer und ausgebrannt. Ich war wieder allein, doch das Gespräch mit Nic Trenton ging mir nicht aus dem Kopf. Ich wusste nicht genau, wie ich ihn einschätzen sollte. War er ein Besessener? Oder war er ein Mensch, der sich mit klarem Blick in die Situation hineingerissen hatte, in der er jetzt steckte?

Ein Mann, der Bücher über Serienmörder schrieb!

Warum tat er das? Wollte er etwas loswerden? Hing wirklich alles nur mit dem gewaltsamen Tod seiner Freundin zusammen?

Ich wusste es nicht. Und ich fragte mich zugleich, ob es mich überhaupt etwas anging. Auf der einen Seite gab es den Mord

an Sir Ronald Asher. Wir hatten keinen Täter, ich wusste kein Motiv, und auf der anderen Seite wohnte hier jemand, der sich mit der Erforschung der Serienmörder beschäftigte.

Keine sehr freundliche Konstellation. Ob da Zusammenhänge bestanden, war die große Frage, auf die ich mir bisher keine Antwort hatte geben können.

Keine Vorhänge bedeckten die Fenster, sodass ich bequem hinausschauen konnte.

Mein Blick fiel auf das Haus der Ashers. Es präsentierte sich mir von der Rückseite her. Auch dort sah ich einige erleuchtete Fenster, wobei das Licht nicht besonders klar wirkte. Das lag nicht an ihm selbst, sondern an dem Nebel, der in der letzten halben Stunde dichter geworden und immer höher gestiegen war. Noch störte er nicht zu sehr, aber das würde sich ändern. Wenn ich bei meinem Spaziergang durch den Park noch etwas sehen wollte, dann müsste ich mich beeilen.

Zwischen den Häusern bewegte sich niemand, abgesehen vom grauen Dunst. Ich nahm meine Jacke mit und zog sie vor der Tür im stillen Gang an. Wir hatten das Licht brennen lassen. Ich sah keine Veranlassung, es zu löschen und ging auf die Treppe zu.

Vor Nic Trentons Zimmertür hielt ich kurz an, weil ich das Gefühl hatte, etwas gehört zu haben.

Stimmen?

Ich legte mein Ohr an das Holz und vernahm tatsächlich Stimmen. Aber keine davon gehörte Nic Trenton. Als ich dann die Musik vernahm, wüsste ich, dass er ein Radio eingeschaltet hatte, und ich war beruhigt. Mein Weg führte mich die leere und breite Treppe hinab nach unten. Hier war mir praktisch nur die Bibliothek bekannt, aber es gab noch andere Räume. Ich rechnete mit einem großen Salon und auch mit einer Küche. Das gehörte einfach dazu. Vielleicht auch ein Keller.

Das war erst mal egal. Der Spaziergang gab mir mehr. Auf dem Weg zum Ausgang musste ich an der Tür zur Bibliothek

vorbei, die ja offiziell mein Arbeitsplatz war. Unwillkürlich verlangsamte ich meine Schritte. Es geschah aus einem Gefühl heraus. Ich nahm mir vor, noch einen Blick in den Raum zu werfen.

Die Hand lag bereits auf der Klinke, als sich alles änderte. Ich hatte plötzlich das Gefühl, einen leichten Schlag in den Magen zu bekommen, denn hinter der Tür hörte ich tatsächlich Geräusche.

In diesem Augenblick rann es mir kalt den Rücken hinab. Ich erlebte das Gefühl sogar bis tief in meine Fingerspitzen hinein, und die Haut auf dem Nacken spannte sich ebenfalls.

Wieder neigte ich mein Ohr gegen das Holz. Im Moment war es still, aber drei Sekunden später ging es wieder los. Diesmal für mich deutlicher, weil ich näher am Geschehen war. Das Poltern hörte sich an, als würde etwas auf den Boden fallen, und zwar nicht nur einmal, sondern immer wieder.

Eine Stimme vernahm ich nicht. Auch kein wütendes Kreischen oder irgendeinen anderen Laut der Beschwerde.

Meine Neugierde verstärkte sich, und ich wollte wissen, was hinter der dicken Tür geschah.

Sehr behutsam drückte ich sie auf. Nur kein Geräusch verursachen, wenn eben möglich.

Es klappte ganz gut. Der Spalt entstand, er wurde breiter, und die Geräusche verstärkten sich.

In der Bibliothek brannte kein Licht. Durch die Fenster floss das Grau des allmählich dahinsiechenden Nachmittags, aber das Dämmerlicht reichte mir völlig.

Es war unwahrscheinlich, was ich zu sehen bekam. Jemand hatte Bücher aus den Regalen geräumt und sie zu Boden geworfen. Sie lagen dort verteilt und sogar auf den Tisch waren einige gefallen. Ich wartete noch einen Moment, und erst als wieder ein Buch von oben her in die Tiefe flog, sich dabei auffaltete und dann am Boden landete, blickte ich in die Höhe.

Die Decke war sehr hoch, bestand aus Holz. Sie war auch

düster, aber ich sah die Bewegung trotzdem.

Genau jetzt wurde mir klar, dass Robby Asher nicht gelogen und sich auch nicht geirrt hatte. Es gab das fliegende Wesen tatsächlich. Ob es nun ein Monster, ein Mensch oder ein Engel war, stand nicht fest. Ich sah nur etwas unterhalb der Decke flattern, ging in das Zimmer hinein, stieß mit der Fußspitze gegen ein Buch, das über den Boden schrammte, und hielt schon die Lampe bereit, um in die Höhe zu leuchten.

Der Strahl erfasste das Ding!

Ich sah ein Gesicht, einen Körper, ich sah lange Haare, auch Flügel und Hände, die ein Buch festhielten und es genau in diesem Moment zielsicher fallen ließen.

Es hätte mich erwischt, wenn ich nicht zur Seite gesprungen wäre. Dabei bewegte ich zwangsläufig die Lampe, sodass der Strahl wie ein Blitz von einer Seite zur anderen wischte, und als ich ihn wieder nach oben richtete, hatte ich Pech.

Es gab das Wesen nicht mehr!

Innerhalb weniger Sekunden war es verschwunden, aber es konnte sich nicht in Luft aufgelöst haben. Es hatte auch nicht den normalen Ausgang genommen, das hätte ich sehen müssen.

Um die Wahrheit herauszufinden, ging ich tiefer in den Raum hinein und musste dabei über einige Bücher hinwegsteigen, die mir im Weg lagen. Dann leuchtete ich wieder gegen die Decke und war ebenfalls enttäuscht, denn eine Luke oder eine Öffnung gab es leider nicht. Sie war und blieb geschlossen.

Ich verschluckte eine Verwünschung und fühlte mich wirklich an der Nase herumgeführt. Es war zum Heulen, aber ich hatte auch einen kleinen Erfolg erzielt.

Ich wusste, dass es ein Wesen gab, das sich in diesem Haus aufhielt. Das war kein Mensch. Aber war es ein Monster? Ein Engel? Oder war es einfach nur ein Mörder, der Sir Ronald Asher auf eine so schlimme Art und Weise getötet hatte?

Das traf für mich eher zu. Keiner hatte dem Jungen geglaubt, ich wusste es besser. Aber es war auch schwer, dies den

anderen beizubringen.

Auf dem Boden lagen mindestens 20 Bücher. Zwei waren auf den Tisch gefallen. Ich klappte sie zu und dachte daran, aufzuräumen und die Bücher zumindest zusammenzulegen, bevor ich mich auf den Weg machte.

Es kam anders.

Zuerst hörte ich die Schritte. Als sie stoppten, klang die Stimme auf. »Was ist denn hier los?«

In der offenen Tür stand Nic Trenton, schaute verwundert und schüttelte den Kopf.

»Das sehen Sie ja.«

»Ach.« Er betrat den Raum. »Sind Sie das gewesen, John? Haben Sie in einem Anfall von Wut...«

»Sehe ich so aus?«

»Eigentlich nicht.«

»Genau, Nic, ich bin es auch nicht gewesen.«

»Tja, dann...« Er rieb sein Kinn. »Ich habe oben bei mir das Poltern gehört. Da bin ich gekommen, um zu sehen, was los ist. Hier hat wohl jemand die Bücher nicht gemocht.«

»Scheint so zu sein.«

»Und was ist tatsächlich passiert?«, fragte er.

»Wenn ich das wüsste ...«

»Sie waren es nicht?«

»Nein, das sagte ich schon.«

»Haben Sie denn jemanden gesehen, John?«

Natürlich hatte ich jemanden gesehen, aber das brauchte Nic Trenton nicht zu wissen. »Leider nicht«, gab ich mit leiser Stimme zu. »Ich kann es mir auch nicht erklären. Ich hörte nur das Poltern, schaute nach und sah die Bescherung.«

Trenton schaute mich ziemlich misstrauisch an. »Wenn Sie keinen gesehen haben, kann es nur ein Geist gewesen sein.«

»Wahrscheinlich«, antwortete ich locker.

Trenton nahm meine Antwort ernst. »Mal ehrlich, John, glauben Sie an Geister?«

Ich runzelte die Stirn, als ich ihn anschaute. »Glauben Sie daran, Nic?«

»Das gilt nicht. Ich habe Sie zuerst gefragt.«

»Nein, eigentlich glaube ich nicht daran. Doch mir scheint, als wären Sie anderer Meinung.«

»Das bin ich auch.«

»Geister?«, fragte ich und schauspielerte perfekt, wie ich fand.

»Ja, Geister. Sie glauben gar nicht, welche Geister um uns herum sind. Nichts vergeht. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Man geht nur nach dem Tod in einen anderen Zustand über. So sind Geister für mich nicht ausgeschlossen, sage ich mal.«

»Haben Sie denn schon Erfahrungen mit Geistern sammeln können? Ich meine, ich bin davon unbeleckt und würde mich gern von Ihnen etwas aufklären lassen.«

Trenton ging auf mich zu. Er nickte dabei. Ich sah, dass sich sein Gesicht verdüsterte. Um ihn herum schien sich ein Schatten aufzubauen. »Ja, ich spüre sie. Sie sind um mich herum. Ich kann sie fühlen. Es sind die Erben der Toten.«

»Können Sie da konkreter werden?«

Nic wartete mit seiner Antwort und strich zunächst seine Haare zurück. »Sie sind immer um mich. Ich spüre sie. Oft genug quälen sie mich. Man muss sie erleben, um überhaupt darüber sprechen zu können. Es ist grauenhaft und ich ...«

»Welche Geister meinen Sie denn?«

»Die Geister der Mörder!«, zischelte er mir zu. »Genau sie sind es. Grausam ...«

»Bitte, das verstehе ich nicht. Ich habe in Ihrem Totenbuch die Bilder der Killer gesehen. Die sahen mir nicht eben aus wie Geister, Nic.«

Er krallte seine Hände in die Haare. Dabei verzog sich sein Gesicht, und er blickte zu Boden. »Nicht alle sitzen hinter Gittern. Es gibt auch welche, die gestorben sind und nun in

ihren Gräbern liegen und verwesen. So ist das, John.«

»Und jetzt glauben Sie, dass die Geister der Toten Sie fertig machen wollen?«

»Ja, das glaube ich. Sie sind um mich herum. Sie quälen mich. Sie machen mich verrückt.«

»Aber dagegen kann man doch etwas tun - oder?«, fragte ich.

Der Kopf ruckte wieder hoch. »Nein, John, nein. Dagegen kann man nichts tun.« Er wollte auch nichts mehr sagen, sondern machte auf der Stelle kehrt und rannte davon. Ich hörte, wie er mit lauten Schritten die Stufen der Treppe hoch polterte. In der Bibliothek blieb ich allein zurück. Um mich herum lagen die Bücher, und es war auch wieder still geworden. Ich räumte sie nicht wieder ein, sondern legte sie nur an einer Stelle des Raums zusammen.

Dann schaute ich hoch zur Decke, aber dort war nichts zu sehen. Auch nicht, als ich sie ableuchtete. Ich erinnerte mich wieder daran, wen oder was ich da gesehen hatte. Es war kein Mensch im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen, obwohl die Gestalt einen Körper besaß. Aber es war auch kein Geist gewesen, denn Geister sind unsichtbar. Es konnte wohl sein, dass die Stimmen, die ich vernommen hatte, zu ihnen gehörten. Das wollte ich nicht ausschließen. Zudem hatte ich mit Geistern meine eigenen Erfahrungen sammeln können. Es gab das Wesen. Es gab aber auch Nic Trenton. Zwei völlig verschiedene Gestalten, wie man meinen könnte.

Aber ich war mir da nicht mehr so sicher. Hier lief ein Spiel ab, das für mich nur sehr schwer zu durchschauen war.

Als ich die Tür der Bibliothek hinter mir schloss, stand eines für mich fest. Die folgende Nacht würde bestimmt nicht angenehm werden ...

Draußen, wo es kalt war und der Nebel wie ein langes Ge-

wächs am Boden klebte, holte ich mein Handy hervor und rief Suko an. Das Tageslicht hatte sich bereits verflüchtigt. Es war dunkler geworden, und ich bekam nicht Suko an die Strippe, sondern Shao. Ich hatte bewusst bei ihm zu Hause angerufen und hatte ins Schwarze getroffen, denn Shao bat mich, einen Moment zu warten.

»Mache ich doch gern.«

»Du willst ihn doch nicht wegholen?«

»Nein, da brauchst du keine Angst zu haben. Wir fahren auch nicht mehr in den Schnee, um dort Tage zu bleiben, ich möchte nur kurz mit ihm sprechen.«

»Er ist schon da.«

»Super.«

»Was ist denn los? Kannst du wieder mal nicht ohne mich sein?«

»Ohne dich schon, Suko. Bilde dir nur nichts ein. Aber nicht ohne deine Hilfe.«

»Aha. Soll ich packen?«

»Nein. Ich möchte nur, dass du dich mit unserer Fahndungszentrale in Verbindung setzt.«

»Um wen oder was geht es?«

»Um einen Mann mit dem Namen Dominic Trenton.« Ich buchstabierte den Namen.

»Sehr schön. Ist das alles, oder hast du noch andere Informationen für mich?«

»Ja, die habe ich. Hör zu.« Ich erzählte Suko, was auch ich wusste. Der Name sagte ihm nichts, aber er fragte mich, ob ich Trenton verdächtige, der Mörder des Sir Ronald zu sein.

»Das kann ich dir nicht sagen. Da lasse ich mich auf keine Spekulationen ein. Aber ich schließe nichts aus.«

»Gut. Du bist über Handy zu erreichen?«

»Klar.«

»Was hast du vor?«

»Ich mache einen Spaziergang zur Gruft der Ashers. Kann

sein, dass ich dort einen Hinweis finde.«

»Dann viel Erfolg, und lass dich nicht von den Toten schnappen.«

»Keine Sorge.«

Das Handy verschwand wieder, und ich entfernte mich aus der unmittelbaren Nähe des Hauses. Als mein Sichtwinkel gut genug war, drehte ich mich und schaute nach oben.

Hinter einem Fenster brannte Licht. Es gehörte zu Trentons Zimmer. Aber es war nicht hell und klar, sondern schwach und verschwommen,« Das meiste wurde durch die Vorhänge gefiltert.

Es hatte zumindest den äußereren Anschein, als hielte er sich in seinem Zimmer auf. Ich hoffte, dass es auch so blieb. Später würde ich mit ihm reden.

Die Nebelschwaden waren doch nicht so fest und bewegungslos wie es von oben ausgesehen hatte. Wie der graue Dampf aus einer Suppe schwangen sie mir entgegen. Sie drehten sich um die wenigen Bäume und hüllten das kahle Astwerk mit ihren grauen Tüchern ein.

Der Nebel hat auch die Angewohnheit, Geräusche zu verschlucken, und genau das passierte hier auch. Ich hatte das Gefühl, über einen schon lange verlassenen Friedhof zu gehen, der von den Menschen gemieden wurde, denn kein Laut hörte ich in meiner nahen Umgebung. Auch vom Haus der Ashers drang nichts zu mir rüber.

War ich allein? War ich es nicht?

Ich dachte an dierätselhaften Stimmen, die mich begleitet hatten. Jetzt hörte ich sie nicht, aber ich dachte über sie nach und fragte mich, ob es tatsächlich die Stimmen der Totengeister gewesen waren, von denen Trenton gesprochen hatte.

Sicher war ich mir da nicht. Ich schloss auch nichts aus und ging weiter.

Die Richtung kannte ich. Außerdem war es nicht völlig finster. Das letzte Tagesgrau vermischt sich mit dem des

Nebels, der wie ein nie abreißendes feuchtes Tuch mein Gesicht berührte und bereits Tropfen auf der Haut hinterlassen hatte.

Dass Familiengruften auf den Grundstücken der noch Lebenden stehen, kommt öfter vor. Allerdings weniger in diesem Teil des Landes, sondern mehr in den einsamen und menschenarmen Provinzen und auch in Schottland und in Irland.

Meine Füße schleiften durch das bräunliche Wintergras. Schneeflecken sah ich keine mehr. Alles war getaut, denn die Anzeige des Thermometers bewegte sich über Null.

Ich hatte mir die Trauerweiden gemerkt. Auch im Nebel waren sie zu finden, und gar nicht mal weit entfernt reckten sie sich in die Höhe wie übergroße Pilze.

Bevor ich die letzten Schritte hinter mich brachte, schaute ich mich um. Es gab keinen direkten Grund. Ich spürte einfach nur den Drang, es zu tun, aber es war niemand hinter mir, der mich verfolgt hätte. Keine Toten hatten ihre Gräber verlassen, und auch die Lebenden waren mir nicht auf den Fersen.

Die Trauerweiden hatten den äußeren Ring um die Grabstätte gezogen. Es gab noch einen zweiten, einen inneren, doch der wurde von einem Gitter gebildet, das wie ein Viereck die kleine Gruft einfriedete.

Ich konnte nicht über die feuchten Stäbe hinwegschauen, sondern musste mich mit den Lücken begnügen.

Es existierte dort tatsächlich eine Gruft. Ein kleines Haus mit einem spitzen Dach und zwei Säulen rechts und links neben der bronzenfarbenen Tür. Davor stand eine leicht schräg angebrachte Grabplatte auf dem Boden, in die die Namen der verstorbenen Familienmitglieder eingemeißelt worden waren. Die Platte war zu weit von mir entfernt, als dass ich die Namen hätte lesen können. Außerdem waren sie unwichtig für mich. Es gab nicht nur die eine große Grabplatte. Rechts und links davon zeichneten sich weitere Gräber ab in einer normalen Größe, wie man sie auf jedem Friedhof fand.

Auf dem Dach des Totenhauses reckte sich ein kleines Kreuz aus Metall in die Höhe, und die lang herunterhängenden Zweige der Trauerweiden berührten nicht nur meinen Nacken und die Schultern, sondern auch das Dach des steinernen und bleichen Totenhauses.

Hier lagen sie also. Hier waren die Toten begraben, und sie würden nicht aus ihren Gräbern steigen, um als Zombies den Park unsicher zu machen.

Es war dunkler geworden. Ob der Nebel an Dichte zugenommen hatte, erkannte ich nicht. Ich stand nur einsam vor den Gräbern und dachte daran, dass ich in dieser Haltung eine gute Spukgestalt abgab.

Plötzlich waren sie wieder da!

Der Nebel schien die Stimmen herangetragen zu haben, die sich in meinen Ohren festsetzten. Ich hörte das Wispern, das Lachen, die Häme und den Hass. Sie zischelten, sie waren eins mit dem Nebel, und ich spürte förmlich, dass sie nach einer Möglichkeit suchten, mich anzugreifen

Ich trug unter meiner Jacke ein braunes Pulloverhemd, das sich aufknöpfen ließ. Das tat ich. Drei Knöpfe musste ich öffnen, um an die Kette zu gelangen, an der mein Kreuz hing.

Die Stimmen umwirbelten mich weiter - und zogen sich zurück, als mein Kreuz freilag.

Ich hörte sie noch schreien. Wut drang aus ihren kreischenden Stimmen hervor. Sie hassten das Kreuz. Sie waren böse und standen auf der anderen Seite.

Es war wieder still.

Ich umschlang das Kreuz mit der Faust, sodass es nicht mehr zu sehen war, aber die Geister kehrten nicht mehr zurück. Ich stand wieder allein vor der Gruft.

In diesem Augenblick ertönte die Melodie des Handys.

Das musste Suko sein, der versprochen hatte, mich anzurufen. An ihn hatte ich in den letzten Minuten nicht gedacht.

»Ah, du lebst noch?«

»Ja, Unkraut vergeht nicht.«

»Bist du wieder im Haus?«

»Nein, ich stehe vor einer Gruft.«

»Genau da gehörst du auch hin.«

Ich kam zur Sache. »Was hast du herausgefunden?«

»Tja, das ist nicht so leicht zu sagen. Zum einen muss ich dir gratulieren, denn dieser Dominic Trenton ist wirklich eine Koryphäe.«

»Wegen seines Buches?«

»Ja. Er ist ein Bestseller in Fachkreisen, daran gibt es nichts zu rütteln. Trenton wird auch von den Kollegen geholt, um Vorträge zu halten. Er ist ein gefragter Mann. Dass er an einem zweiten Buch über Serienkiller schreibt, ist auch bekannt. Zudem hat er immer eng mit den Profilern zusammengearbeitet. Er wird also geschätzt.«

»Das hatte ich mir denken können. Hast du sonst noch etwas herausgefunden?«

»Ja, du wirst dich wundern, John, denn es gibt auch noch einen anderen Trenton.«

»Super. Und wie sieht der aus?«

»Zerrissen!«

»Ach.«

»Er hat mal einige Monate in einer psychopathischen Klinik verbracht. Da muss er völlig von der Rolle gewesen sein.«

»Kennst du den Grund?«

»Nicht offiziell. Aber ich habe jemanden gefunden, der mir weiterhelfen konnte. Trenton hat sich in Behandlung begeben, weil er die Stimmen von Toten hörte. All die schrecklichen Stimmen der Mörder, der lebenden und der toten, wie er damals aussagte. Sie haben ihn verfolgt, gepeinigt, aber er hat es geschafft, dagegen anzukämpfen und wurde schließlich als gesund aus der Klinik entlassen.«

»Das ist doch mal eine gute Information.«

»Vorausgesetzt, du kannst etwas damit anfangen.«

»Ich denke schon, denn die Stimmen gibt es tatsächlich.«

»Sagt er das?«

»Ich habe sie auch gehört.« Mein Blick glitt in den Nebel hinein, weil ich glaubte, dort einen Schatten erkannt zu haben, der über den Boden huschte. »Ich hörte sie kurz vor deinem Anruf.«

»Ja, dann ist dieser Mann wohl kein Spinner, denke ich mal.«

Ich lachte leise. »Und wenn, dann ist er einer auf hohem Niveau. Mehr kann ich dazu auch nicht sagen. Ich habe auch noch keine Lösung des Falls im Ärmel, und es gibt noch dieses Wesen, das ich noch nicht einsortieren kann.«

»Soll ich kommen, John?«

»Nein, das ist nicht nötig. Bis du hier bist, dauert es seine Zeit. Außerdem herrscht Nebel.«

»In der Stadt fängt er auch langsam an.«

»Okay, ich melde mich wieder.«

»Und gib Acht, John.«

»Keine Sorge, das ziehe ich durch.«

Mein Handy verschwand wieder, denn ich wollte mich durch nichts mehr ablenken lassen. Der Dunst war mittlerweile noch dichter geworden, und ich kam mir vor wie in Watte eingepackt. Der graue Dunst bewegte sich leicht, er schaukelte, und da es inzwischen dunkel geworden war, sah ich die Gruft so gut wie nicht mehr. Nur das etwas größere Haus hob sich noch als Schattenriss ab.

Es war still, es blieb still und ... es entstand plötzlich ein Geräusch in der Luft.

Ich dachte wieder an den Schatten, der mir beim Telefonat vorhin aufgefallen war. Automatisch schaute ich in die Höhe, um ihn zu sehen, doch er zeigte sich nicht. Zu dicht war der Nebel. Hinzu kamen die dünnen Arme der Trauerweiden, die sich stark dem Boden entgegengesenkt hatten. Ihre langen, schmalen Blätter hatten sie verloren und wirkten jetzt wiedürre Gerippe.

Oder war es ein Vogel, der sich über meinem Kopf bewegt hatte? Das konnte auch zutreffen, musste aber nicht sein. Von den beiden Häusern war nichts mehr zu sehen. Selbst das Fensterlicht hatte der Nebel verschluckt. Da war nicht mal ein Fleck zu erkennen.

Husch!

So hörte es sich an, als die Gestalt plötzlich über meinen Kopf hinwegflog. Ich blickte einfach nach rechts und hoffte, damit Glück zu haben.

Ja, da war der Schatten!

Ob es die gleiche Gestalt war, die ich in der Bibliothek gesehen hatte, konnte ich nicht erkennen, aber ich wusste auch, dass ich mir nichts eingebildet hatte, und ich sah einen Moment später, wie sich die starren Zweige der Trauerweiden bewegten und dabei auf der Stelle zitterten.

Mein Blick blieb in die Höhe gerichtet. Ich ging davon aus, dass sich das Wesen einen Landeplatz innerhalb einer Baumkrone gesucht hatte, aber in der grauen Suppe sah ich es nicht.

Wieder holte ich die Lampe hervor. Sie gab im Normalfall gutes Licht, doch hier würde das meiste davon abgefangen werden. Ich leuchtete trotzdem in die Höhe und verfolgte den Strahl so gut wie möglich. Da war nicht viel zu machen, denn der Dunst saugte das Licht einfach auf. Ein paar Zweige sah ich deutlicher, aber es war vermessen zu glauben, dass der Lichtstrahl die oberen Regionen der Trauerweide erreichte.

Trotzdem hatte ich Erfolg. Wer immer sich in meiner Nähe versteckt hielt, ich hatte dieses Wesen nervös gemacht. Zuerst hörte ich das leise Rascheln, dann sah ich die Bewegung über mir, und kurz danach flatterte etwas weg in Richtung der Häuser.

Es war eine Gestalt und kein Vogel. Das Wesen zeigte sich gestreckt wie ein Mensch, und auf seinem Rücken malte sich etwas ab, das für mich Ähnlichkeit mit einem Buckel besaß. Nach kurzer Zeit schon hatte der Nebel das fliegende Wesen

verschluckt.

Ich hatte meine Waffe nicht gezogen und auch nicht geschossen. Vielleicht hätte ich getroffen, aber ich wollte das Wesen lebend und erkennen, was sich hinter ihm verbarg. Bisher wusste ich nicht mal, ob ich es mit einem großen Vogel oder einer anderen Kreatur zu tun hatte.

Jedenfalls gab es dieses Lebewesen, und das war schon mal wichtig. Ebenso wie Sukos Bericht. Mein Freund hatte herausgefunden, dass Dominic Trenton schon in einer Anstalt gewesen war. Diese Tatsache brauchte einem Menschen keinen Stempel aufzudrücken, denn viele Personen machen im Laufe ihres Lebens Krisen mit, doch bei Trenton sah ich es mit anderen Augen. Es konnte durchaus sein, dass er sich durch seine Arbeit zu viel zugemutet hatte. Zudem war seine Freundin von einem Serienkiller getötet worden. Da musste es bei ihm einen Riss gegeben haben. Er hatte diesen Riss in der Klinik gekittet und sich anschließend intensiv seinen Forschungen gewidmet.

Ich fragte mich, ob es weiterhin Sinn machte, an dieser Grabstätte zu verweilen. Ich entschied mich dagegen. Die richtige Musik spielte wahrscheinlich im Haus. Und dort in der Bibliothek, in der auch Sir Ronald ermordet worden war.

Ich drehte mich von der Gruft weg, um in die andere Richtung zu gehen, als mir etwas auffiel.

Vor mir bewegte sich der dunkle Nebel. So sah es im ersten Moment aus, dann aber schaute ich genauer hin, hörte auch die Schrittgeräusche und sah wenige Sekunden später einen kleinen Menschen auf mich zukommen. Im ersten Moment schüttelte ich den Kopf, weil ich mit der Gestalt nichts anfangen konnte, dann aber entspannte ich mich, denn ich hatte in der Gestalt ein Kind erkannt.

Sofort fiel mir der Junge mit dem Namen Robby Asher ein, der seinen toten Großvater in der Bibliothek entdeckt hatte. Ich musste mich schon sehr irren, wenn er es nicht war, der auf

mich zukam.

»Hallo, Robby.«

Er hörte mich und blieb stehen. Ich hätte nur den Arm auszustrecken brauchen, um ihn anzufassen. Das tat ich nicht, sondern wartete in einer entspannten Haltung ab.

Der Junge wirkte etwas verlegen. Ich sah, dass er dunkle Haare hatte und eine dicke Jacke trug. Wahrscheinlich war er heimlich aus dem Haus verschwunden. Aber warum war er gerade zu mir gekommen? Er musste über mich Bescheid wissen.

»Du bist John Sinclair, nicht?«

»Genau, Robby, das bin ich.«

»Ja, das habe ich gehört.«

»Von wem denn?«

»Meine Eltern haben über dich gesprochen. Dad hielt es für keine so gute Idee, aber da muss ihm wohl jemand etwas anderes gesagt haben. Weiß ich aber nicht genau.«

»Ja, ich bin John Sinclair, Robby. Und du solltest eigentlich nicht bei mir sein, sondern bei deinen Eltern. Ich kann mir vorstellen, dass sie nicht wissen, wo du dich aufhältst.«

»Ich bin abgehauen.«

»Aha. Und warum?«

»Ich wollte zu dir.«

»Toll, aber warum? Und woher wusstest du, dass du mich hier finden kannst?«

»Im Haus habe ich unten kein Licht gesehen. Auch weiter oben nicht. Nur hinter dem Fenster von Nic. Bei uns bist du auch nicht gewesen. Da habe ich gedacht, dass ich mal durch den Park gehe. Außerdem wird Großvater hier bald beerdigt.« Nach diesen Worten zog er seine Nase hoch und wischte über die Augen hinweg.

Robby musste sehr an seinem Großvater gehangen haben, und dessen Tod war für ihn ein schwerer Schock gewesen. Jetzt hatte er sich heimlich aus dem Haus gestohlen, und ich stellte

mir die Frage, wie ich seinen Besuch einstufen und wie ich mich jetzt ihm gegenüber verhalten sollte.

»Okay, du bist hier. Da ist es wohl am besten, wenn ich dich wieder zurückbringe.«

»Nein, das will ich nicht.«

»Aber deine Eltern werden sich Sorgen machen.«

Robby schüttelte heftig den Kopf. »Die wissen nicht, wo ich bin, Mister.«

»Sag einfach John zu mir.«

»Ist gut. Ich habe ihnen gesagt, dass ich schlafen will. Aber ich kann nicht schlafen, John. Ich muss immer wieder an Grandy denken ...« Er senkte den Kopf und schniefte.

»Du hast ihn sehr geliebt?«

»Ja, habe ich. Er war so toll. Er hat mir alles gezeigt. Ich bin viel mit ihm spazieren gegangen. Er hat mir auch so viel erzählt und vieles erklärt. Ich bin auch immer wieder mit ihm in das andere Haus gegangen. Dort kenne ich mich aus.«

»Dann seid ihr auch in der Bibliothek gewesen, nicht wahr?«

Robby hob seinen Kopf an und strahlte fast. »Ja, das waren wir. Es war toll. Großvater liebte die Bücher, und ich möchte sie auch. Er hat mir viele gezeigt. Das sind richtige Schätze, hat er gesagt. Man muss sie nur zu lieben wissen.«

»Ist er genauer darauf eingegangen?«

»Nein und ja. Er hat von besonderen Büchern gesprochen. Von welchen, die kaum jemand kennt.«

»Kannst du dich genauer ausdrücken?«

»Er hat von Zauberbüchern erzählt. Von unheimlichen Geschichten. Von den alten Schriften, um die sich niemand gekümmert hat. Aber Grandy wusste es besser.«

»Was wusste er denn?«

»Genau weiß ich das auch nicht. Aber er hat mal von Zauberbüchern gesprochen, die nicht in die Hände von Unwissenden fallen dürfen. Einer seiner Vorfahren hat sie gesammelt und in die Regale gestellt. Sie müssen nicht gut gewesen sein. Er hat

auch davon gesprochen, dass das Böse im Haus ist. Aber nie lange, immer nur kurz. Ich konnte nicht richtig nachfragen.«

»Seit wann ist das Böse dort? War es schon immer da?«

»Nein, erst seit kurzem. Es ist mit ins Haus reingebbracht worden.«

Ich verstand. »Aha, von wem? Was kannst du dir darunter vorstellen, Robby?«

Der Junge zuckte mit den Schultern. »So richtig hat er das nicht gesagt«, erklärte er leise.

Ich dachte an Nic Trenton und fragte: »Kann es sein, dass es mit dem Besucher in Verbindung steht?«

»Mit Nic?«

»Ja.«

»Möglich. Aber ich will es nicht glauben. Nic ist ein cooler Typ, echt.«

»Das weiß ich, Robby, denn ich habe ihn erlebt. Er sieht alles sehr locker.«

»Er schreibt auch Bücher.«

»Genau.«

Der Junge wusste nicht mehr, was er sagen sollte und fuhr über sein Haar. Dabei schaute er sich um. Ich ließ ihn in Ruhe und hing meinen eigenen Gedanken nach, denn ich überlegte, ob ich ihn nach dem fragen sollte, was er gesehen hatte, und woran kein anderer so recht glauben wollte.

Ich brauchte die Frage nicht zu stellen, denn Robby schnitt dieses Thema von selbst an.

»Keiner will mir glauben, John, keiner.«

»Was meinst du?«

Er schaute jetzt zu mir hoch. »Ich habe doch etwas gesehen, verdammt noch mal!« Jetzt sprach er wie ein Erwachsener, aber seine Stimme erstickte fast, und so konnte er nur flüstern, weil die Erinnerung zu stark war. »Ich habe den Mörder gesehen. Er flog durch die Luft. Großvater lag unter dem Tisch, und an der Decke konnte ich seinen Mörder erkennen.«

»Was genau hast du denn erkannt?«

Robby zog die Nase hoch.

»Das weiß ich nicht genau. Es ging alles so schnell, aber ich habe ihn gesehen. Einen Schatten. Er ... er ... war so lang, so dunkel und auch so schnell. Der huschte unter der Decke her und war dann plötzlich weg. Einfach so ...«

»Und du hast nichts sonst gesehen?«

»Nein, aber er konnte fliegen. Er hatte Flügel. Das ... das ... habe ich erkannt.«

Robby schaute mir skeptisch ins Gesicht. Er wartete wohl darauf, dass ich ihm etwas sagen oder ihn auslachen würde, aber mein Gesicht blieb ernst. Als er dann mein Nicken sah, war er überrascht und flüsterte: »Du glaubst mir?«

»Ja, Robby.«

»Aber warum?«

»Weil ich ihn selbst gesehen habe!«

Mit dieser Antwort hatte der Junge nicht gerechnet. Er schüttelte den Kopf, schnappte zugleich nach Luft und wusste wirklich nicht, wie er sich verhalten sollte.

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. Er lehnte sich gegen mich. Ich hörte ihn leise stöhnen, bevor er fragte: »Stimmt das wirklich oder sagst du das nur so?«

»Nein, nein, Robby, das stimmt wirklich. Du kannst dich darauf verlassen. Ich habe ihn gesehen.«

»Wo denn?«

»Hier!«

»Was? Was?«

»Ja, hier draußen. Hier habe ich ihn gesehen. Kurz bevor du gekommen bist.«

Robby konnte es nicht fassen. »Dann ... dann muss er das Haus verlassen haben.«

»So sieht es aus.«

Er wurde noch aufgeregter und bewegte sich unruhig auf der Stelle. »Dann gibt es ihn also doch! Ja, dann habe ich mich

nicht getäuscht. Das ist wirklich ... ich ... ich ... kann es nicht fassen.« Er bewegte sich noch immer unruhig. »Aber jetzt ist er weg, nicht wahr?«

»Ja, er verschwand.«

»Willst du ihn suchen?«

»Darauf kannst du dich verlassen. Ich möchte doch gern wissen, wer oder was dahinter steckt.«

Robby kam aus dem Staunen nicht heraus. »Hast du auch seine Flügel gesehen?«

»Nicht so genau ...«

Das gefiel Robby nicht. Er verzog weinerlich die Lippen.

»Dann ist alles umsonst. Ich habe sie aber gesehen.«

»Bei dir war es auch nicht neblig.«

»Ja, das stimmt.«

»Okay, Robby, ich finde es toll, dass wir uns getroffen haben, aber jetzt solltest du wirklich zurückgehen. Ich kann dich auch zurückbringen und ...«

»Nein, John, das will ich nicht. Ich gehe schon allein. Ich ... ich ... habe einen Geheimgang. Da bin ich rausgekommen, da werde ich auch wieder reingehen, und niemand wird etwas merken.«

Ich wollte ihm noch etwas sagen, aber Robbys Entschluss stand fest. Er machte auf dem Absatz kehrt und lief weg. Der Nebel hatte ihn sehr bald verschluckt, und auch die letzten Echos seiner Schritte verklangen.

Ich blieb zurück und dachte über Robby nach. Er war ein aufgeweckter Junge. Im Gegensatz zu den anderen Erwachsenen glaubte ich ihm. Er war ein idealer Zeuge, und er war auch nicht überdreht.

Ich machte mich wieder auf den Weg. Das fliegende Wesen war verschwunden. Wo es sich aufhielt, war mir nicht bekannt, aber ich hatte so meinen Verdacht.

Hier draußen war eigentlich nicht sein Platz. Hier hatte es nur etwas kontrollieren wollen. Ich ging davon aus, dass es sich

wieder in das kleinere Haus zurückgezogen hatte.

Dort lebte Nic Trenton.

Ich konnte mir vorstellen, dass es zwischen ihm und dem Wesen eine Verbindung gab, denn Trenton wusste meiner Meinung nach mehr, als er mir gegenüber zugegeben hatte ...

Vor dem Haus blieb ich stehen und schaute an der Fassade hoch. Es hatte sich nichts verändert, denn hinter dem Fenster des Autors brannte auch jetzt Licht.

Nichts tat sich, als ich die wenigen Meter auf die Haustür zuging und dabei den Schlüssel aus der Tasche holte. Ich schloss die Tür auf und drückte sie nach innen.

Mich empfing wieder die Stille innerhalb des Hauses. Aber ich empfand sie anders als die Stille draußen. Sie war irgendwie greifbarer. Bei mir entstand der Eindruck, dass sich hinter ihr etwas versteckte und nur darauf wartete, endlich frei zu kommen.

Ich schaltete das Licht ein.

Ich dachte an die Stimmen, die ich auf meinem Weg nach oben gehört hatte, aber sie erreichten mich jetzt nicht. Es blieb einzig und allein die bedrückende Stille, die nur von meinen Schritten zerstört wurde. Sie verklangen, als ich die Tür zur Bibliothek erreichte und für einen Moment abwartete.

Die Tür war geschlossen. Aus dem anderen Raum drang nichts an meine Ohren. Trotzdem blieb ich vorsichtig, als ich die schwere Tür aufdrückte.

In der Bibliothek war es fast stockfinster. Sehr schwach nur sah ich die Fenster, und die Decke war überhaupt nicht zu sehen. In den ersten Sekunden fühlte ich mich recht schutzlos. Wenn jemand im Dunkeln lauerte, war ich eine perfekte Beute für ihn, aber ich erlebte keinen Angriff. Als ich den Kopf zurücklegte und gegen die Decke blickte, da sah ich, sie nicht.

Die Dunkelheit war wie ein Schwamm, der alles andere aufgesaugt hatte.

Ich machte Licht!

Es war nicht grell, ich brauchte nicht zu zwinkern, und ich stellte schon mit dem ersten Blick fest, dass es hier keine Veränderung gegeben hatte. Die Bücher lagen noch immer auf dem Boden. Keiner hatte sie wieder in die Regale geräumt.

Der Junge hatte mir etwas von schlimmen Büchern erzählt. Zumindest hatte das sein Großvater gesagt. Ich nahm mir das erste Buch vor, schlug es auf und runzelte die Stirn.

Zufall? Glück? Jedenfalls beschäftigte sich der Inhalt mit der Magie der alten Ägypter. Im nächsten Buch fand ich eine Anleitung zur jüdischen Mystik. Ich fand auch etwas über das Keltentum, über Druiden und das Herbeilocken des Teufels.

Das Fazit lag für mich auf der Hand. Wer immer die Bücher aus dem Regal gefegt hatte, er hatte genau die richtigen erwischt, als wollte er damit auf etwas Bestimmtes hinweisen oder damit zu erkennen geben, dass er sie nicht mochte und loshaben wollte.

Er oder es?

Eine Person?

Ich konnte mir die Antwort nicht malen, sondern musste sie irgendwo herbekommen. Und da blieb eigentlich nur Nic Trenton, der Mann, der sich mir gegenüber so offen gezeigt und mir trotzdem so viel verschwiegen hatte.

Er befand sich in seinem Zimmer. Zumindest brannte dort Licht. Ich glaubte nicht daran, dass er es nur als Tarnung hatte brennen lassen und selbst verschwunden war.

Mit einem nicht besonders guten Gefühl verließ ich die Bibliothek wieder, ging auf die Treppe zu und achtete dabei besonders auf die Umgebung. Es passierte nichts. Alles blieb totenstill.

Auch aus der ersten Etage erreichte mich kein Geräusch. Wenn sich Trenton in seinem Zimmer befand, verhielt er sich

still. Er ging ja auch einer fast geräuschlosen Arbeit nach.

Auf der Treppe überkam mich der Eindruck, dass die Stufen leicht vibrierten oder zitterten. Ich achtete sehr darauf, aber es gab keine äußerlichen Einflüsse.

Dann hörte ich die Stimmen.

Sie waren plötzlich da. Auch relativ laut, obwohl sie flüsterten. Sie zischelten in meine Ohren. Sie tosten durch meinen Kopf, aber ich verstand nicht, was sie sagten.

Geisterstimmen ...

Stimmen von Toten? Die Stimmen derjenigen, die als lebende Personen so schreckliche Verbrechen begangen hatten und nun als Tote keine Ruhe fanden?

Das war alles möglich, doch ich hatte noch keinen Beweis für meine Annahme erhalten. Ich wusste auch nicht, weshalb ich sie hörte. Wahrscheinlich wollten sie mich warnen und kamen auf eine andere Art und Weise nicht an mich heran. Aber das war mir egal. Ich ließ mich von ihnen nicht aufhalten und setzte meinen Weg fort.

Die Stimmen blieben auch bei mir, als ich das Ende der Treppe und den Beginn des Flurs erreichte. Auch hier wies mir das Licht den Weg. Aber es gab auch Schatten, und sie hatten sich wie schwache Netze über die Bilder gelegt.

Bis zu meinem Zimmer wollte ich nicht durchgehen. Mich interessierte Trenton. Für mich war er der Dreh- und Angelpunkt. Seine Zimmertür war geschlossen. Als ich dicht vor ihr stehen blieb, da verstummten die Stimmen plötzlich. Sie schienen vor mir in das Zimmer hineingehuscht zu sein.

Ich wollte nicht unhöflich sein und klopfte leicht an. Eine Reaktion erfuhr ich zunächst nicht und wollte einen zweiten Versuch starten, als die Tür geöffnet wurde.

Nic Trenton schaute mich an. Sein Gesicht sah blass aus, er wirkte übermüdet. Wie jemand, der gewaltigen Stress hinter sich hatte. Ich roch die Whiskyfahne, doch er war nicht betrunken, das sah ich am Ausdruck seiner Augen.

»Ach Sie sind es, John.«

»Wieso? Haben Sie einen anderen Besucher erwartet?«

Er zuckte die Achseln. »Kann man es wissen?«

»Nun ja. Donald Asher ist Ihr Schulfreund und...«

»Nein, nein, er lässt mich in Ruhe. Er weiß ja, dass ich arbeiten muss.«

Ich stufte die letzte Bemerkung nicht als einen indirekten Rausschmiss ein, sondern kam sofort zu meinem eigentlichen Anliegen. »Ich denke, wir sollten miteinander reden, Nic.«

Er runzelte die Stirn. Seine rechte Hand lag noch immer auf der Klinke. So konnte er die Tür schnell wieder zudrücken. Ich hatte schon mein linkes Bein leicht nach vorn geschoben, damit ihm dies so schnell nicht gelang.

Aber er dachte nicht daran und machte mir stattdessen Platz. »Ja, kommen Sie rein, ich habe sowieso keinen Bock mehr, mich mit meiner Arbeit zu beschäftigen.« Er drehte sich zur Seite und strich dann über sein Haar und anschließend über sein Gesicht.

Ich schloss die Zimmertür und schaute mich schnell um.

Auf dem Schreibtisch stand der Laptop. Der Schirm leuchtete in einem grünlichen Ton. Er war ebenso eine Lichtquelle wie die Lampe auf dem Schreibtisch. Darauf lagen die Papiere verstreut neben den aufgeschlagenen Büchern. Die Whiskyflasche stand ebenfalls dort. Ihr Pegel hatte sich nach unten bewegt.

Trenton ließ sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch fallen.
»Auch einen Schluck?«

»Nein, danke.« Ich zog mir einen Stuhl heran und setzte mich ebenfalls. Sekundenlang schaute ich Trenton an, der sich unter meinem Blick recht unwohl fühlte.

»Ist was?«, fragte er.

»Sie sehen schlecht aus, Nic.«

»Ja, das weiß ich selbst.«

»Es geht Ihnen also nicht gut?«

»Stimmt. Kann sein, dass es am Nebel liegt. Ich mag ihn nicht besonders. Er beeinflusst meine vegetatives Nervensystem, und er drückt auch aufs Gemüt.«

»Ja, das kann ich mir gut vorstellen, und es gibt sicherlich auch Gründe dafür.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Stimmungen, Nic. Mal so, mal so. Hängt es vielleicht damit zusammen, dass Sie Ihre schlechte Zeit noch nicht richtig überwunden haben oder sie jetzt wieder zurückkehrt?«

»Nein!« Er gab die Antwort schnell. Dann stutzte er und schaute mich scharf an. »Was meinen Sie denn mit einer schlechten Zeit, John? Was soll das?«

»Ich denke an die Zeit, die Sie in der Klinik verbracht haben.«

Nic Trenton schwieg. Er schaute mich nicht mehr an, sondern senkte den Blick, als wäre es ihm unangenehm, mir in die Augen zu schauen. »Sie wissen gut Bescheid, John.«

»In der Tat.«

»Woher?«

»Recherche.«

Trenton hob den Kopf wieder an. Er musste einfach lachen. »Sehr gut haben Sie das gesagt, John. Recherche ist wirklich super. Aber wollten Sie nicht in der Bibliothek recherchieren?«

»Das auch. Nur waren Sie mir wichtiger, Nic.«

Er wartete mit einer Erwiderung. Beide Hände hatte er auf seine Oberschenkel gelegt und nahm so eine leicht lauernde Haltung ein. »Sie sind nicht der, für den Sie sich ausgeben, John. Das glaube ich einfach nicht. Sie sind ein Mann, der andere Dinge im Sinn hat. Keiner, der über die Familie Asher schreiben will.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Mein Instinkt. Ich kenne mich mit Menschen aus. Bitte, das müssen Sie mir abnehmen.«

»Könnte stimmen.«

»Also«, sagte er, »wer sind Sie wirklich?«

Ich wollte meine Identität nicht preisgeben. »Sagen wir so, Nic. Ich bin jemand, der es gut mit Ihnen meint. Darauf können Sie bauen.«

Das nahm er mir nicht ab. »Es geht Ihnen um meine Person, nicht wahr? Deshalb sind Sie hier? Allein, dass Sie über meinen Klinikaufenthalt Bescheid wissen, gibt mir zu denken.«

»Dann sollten Sie auch nicht außer Acht lassen, dass ich Ihnen eine Hilfe sein kann.«

Er zog den Mund schief. »Hilfe? Wobei denn?«

»Bei Ihren Problemen, Nic.«

»Ach ja? Habe ich die denn?«

Ich tastete mich langsam an das Ziel heran. »Ja, das kann man sagen. Sie haben sich ein schweres Thema ausgesucht. Es erzeugt Druck. Sie stehen unter einer wahnsinnigen Belastung. Ich will es mal so sagen. Die Geister, die Sie riefen, werden Sie so leicht nicht los. Die sind noch immer vorhanden und quälen Sie.«

»Geister?«

»Genau. Totengeister.«

Ich sah, wie er schluckte. Anscheinend war ich auf dem richtigen Weg, um seine Sperre zu lösen. Trotzdem wehrte er sich noch. »Was reden Sie da für einen Unsinn!«

»Wirklich, Nic? Haben Sie nicht auch die verdamten Flüsterstimmen gehört?«

Plötzlich bewegte er sich nicht mehr. »Stimmen?«, hauchte er. »Was wissen Sie denn von Stimmen?«

»Ich hörte sie ebenfalls.«

Jetzt bewegte er den Kopf wie jemand, der etwas sucht. Aber diejenigen, denen die Stimmen gehörten, waren nicht da. Und wenn, dann hielten sie sich im Unsichtbaren versteckt.

»Warum geben Sie es nicht zu, Nic? Bitte, ich will Ihnen nur helfen. Glauben Sie mir!«

Er blickte mich wieder direkt an.

»Helfen?«, fragte er leise.

»Wie sollen Sie mir denn helfen? Da gibt es nichts zu helfen.« Er ballte die Hände zu Fäusten und schlug mit den Armen auf und nieder, ohne allerdings etwas zu berühren. Dann brach es aus ihm hervor: »Ja, verdammt, Sie haben Recht, John. Es gibt die Stimmen. Ich habe sie gehört.« Er deutete von zwei Seiten mit den halb ausgestreckten Fingern auf seinen Kopf. »Da sind sie. Da genau. In meinem Kopf, verdammt noch mal! Ich höre sie. Sie quälen mich.

Sie ... sie ... lassen mich nicht mehr los. Sie haben einen Kokon des Bösen um mich gewickelt. Ich kann ihn nicht lösen, verstehen Sie? Ich war nicht grundlos in der Klinik. Ich dachte, dass ich sie durch eine Behandlung loswerden könnte. Es hat nicht geklappt. Es war vergebens. Ich bin aus der Klinik gegangen mit dem Vorsatz, es selbst zu versuchen. Ich wollte mich von den Stimmen befreien und dagegen ankämpfen, aber fragen Sie nicht, ob es mir gelungen ist.«

»Das sehe ich ja. Sie sind noch da.«

»Ja, sie sind noch vorhanden. In all ihrem Grauen und in ihrer Boshaftigkeit. Sie sind hier im Haus, und ich weiß, dass ich sie mitgebracht habe. Das hier sollte meine Letzte Chance sein. Ich wollte mich ihnen stellen und in der Stille zurechtkommen. Es hat nicht geklappt. Sie waren viel stärker als sonst. Hier scheinen sie ihr eigenes Revier zu haben, John, und ich weiß jetzt, dass ich verloren habe. Ich werde mich selbst ins Jenseits befördern, denn ein derartiges Leben halte ich nicht mehr aus. Da drehe ich durch. Da komme ich dann nicht mehr mit mir selbst zurecht.«

»Ich habe die Stimmen ebenfalls gehört.«

»Dann wissen Sie ja, wovon ich rede. Aber es gibt einen Unterschied zwischen uns, John. Sie haben zu diesen Stimmen keine persönliche Beziehung.

Das ist bei mir anders. Ich kenne es, ich weiß es. Bei mir ist das anders.«

»Weil es die Stimmen der toten Serienmörder sind, nicht wahr?«

Trenton war so erstaunt, dass er seinen Mund kaum zubekam.
»Ja«, flüsterte er nach einer Weile.

»Sie haben völlig Recht, John. Es sind die Stimmen der Toten.« Er sprach hektisch weiter. »Sie waren als Menschen zu schlecht. Sie finden im Jenseits keine Ruhe. Sie toben sich in einer Zwischenwelt aus. Selbst die Hölle hat sie wohl nicht haben wollen, und deshalb halten sie sich an einer anderen Stelle auf. Ich weiß es. Ich habe mich damit beschäftigt. Es ist schrecklich und nicht zu fassen, aber es gibt keine andere Lösung. Hier in diesem Haus fühlen sie sich wohl. Hier sind sie so stark. Hier können sie tun und lassen, was sie wollen, denn hier sind in der Vergangenheit auch einige Gräueltaten geschehen, das weiß ich von Donald. Perfekter kann es für sie nicht sein, und das wusste ich.«

»Dann haben Sie den Kampf aufgegeben?«

»Ja, John!«

»Das würde ich nicht tun, denn ...«

»Sie haben leicht reden. Sie sind nicht in meiner Lage. Okay, Sie haben die Stimmen gehört, aber ich weiß eines. Sie sind nicht persönlich so stark betroffen. Die wollen mich, aber Sie sollen nur vertrieben werden.«

»Das glaube ich Ihnen sogar, Nic. Nur habe ich eine Idee, und ich hoffe, dass Sie mir dabei folgen.«

»Was wollen Sie denn?«

»Nach unten gehen.«

»Wie?«

»In die Bibliothek.«

Er war so erstaunt, dass er zunächst nichts sagte. Schließlich fragte Trenton: »Was soll ich denn dort, verdammt? Was sollte mich denn in die Bibliothek treiben?«

»Weil sie ein wichtiger Platz ist, denn dort unten ist ein Mord geschehen.«

»Sir Ronald!«

»Genau der.«

»Man hat den Täter nicht gefunden«, flüsterte Nic, bevor er nickte. »Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, John. Sie glauben, dass die Stimmen den Mann umgebracht haben.«

»Nein«, sagte ich. »Das wird wohl schlecht möglich sein. Aber sie können indirekt damit zu tun haben. Das will ich nicht bestreiten. Es hat einen Mord gegeben, und es muss demnach auch ein Mörder existieren. Robby hat ihn gesehen und ...«

»Glauben Sie ihm?«, fiel er mir ins Wort. »Ich kenne die Aussagen. Er hat von einer Gestalt mit Flügeln gesprochen ...«

»Die mir ebenfalls schon untergekommen ist, und ich werde den Verdacht nicht los, dass ihr Erscheinen und auch die Stimmen in einem besonderen Zusammenhang stehen. Genau diesen Zusammenhang muss Sir Ronald gehabt haben. Deshalb wurde er auch getötet. Er hat wohl nur nicht damit gerechnet, dass es so schnell gehen würde, sonst hätte er seinen Enkel nicht mitgenommen.«

»Ich habe hier keinen gesehen«, flüsterte mir Nic Trenton zu. »Da können Sie sagen, was Sie wollen. Mir ist niemand über den Weg gelaufen. Kein Wesen mit Flügeln.«

»Es kann aber sein, dass Sie es noch zu Gesicht bekommen, und es muss mit den Stimmen in einem Zusammenhang stehen. Und ich gehe auch davon aus, dass Sie das nächste Opfer werden sollen.«

Trenton sah aus, als wollte er vom Stuhl springen. Aber er beherrschte sich und schrie mich nur an. »Dann werde ich es eben. Dann bin ich das alles los, verstehen Sie? Ich will unter diesem verdammten Druck nicht mehr am Leben bleiben. Mir ist das alles so verflucht egal und ...«

»Wollen Sie nicht Ihr Buch beenden?«, fragte ich ruhig.

»Das schaffe ich nicht mehr.«

»Doch, Nic, doch! Denn ich bin hier, um Ihnen zu helfen. Wir werden es gemeinsam schaffen!«

Er hatte mich genau verstanden, doch er sagte nichts, sondern schüttelte den Kopf und beugte danach seinen Körper nach vorn, wobei er die Hände vors Gesicht schlug.

»Nein, nein, das wird nichts!«, sprach er undeutlich hinter seinen Händen hervor. »Wir sind Menschen, und wir sind nicht stark genug, um gegen das Jenseits anzukämpfen.«

»Wir sollten es zumindest versuchen.«

Seine Hände fielen wieder nach unten. Fassen konnte er es noch immer nicht. »Ich verstehe das nicht. Wie kommen Sie darauf, es versuchen zu wollen? Wer sind sie?«

»Das spielt jetzt keine Rolle, Nic. Viel wichtiger ist es, Erfolg zu haben.«

»Und das schaffen Sie?«

»Zumindest werde ich mich bemühen.«

Er sagte nichts mehr und schaute sich nur um. Aber da war nichts. Auch ich erkannte keinen Feind und hörte auch keine Stimmen mehr, die mich beeinflussen wollten.

»Gehen wir?«

»Wohin denn?«

»Nach unten in die Bibliothek. Ich bin davon überzeugt, dass wir dort das Finale erleben.«

Dominic Trenton überlegte noch. Er wusste nicht, ob er mir folgen sollte oder nicht. Ich wollte die Sache beschleunigen und erhob mich von meinem Stuhl.

Es war genau die Bewegung, die auch bei ihm den Anstoß gab. Und so stand er mit müden Bewegungen auf. Wie ein alter Mann schlurfte er auf die Tür zu, wo ich stand und auf ihn wartete.

Seine Pupillen waren leer. Die Haare hingen noch wirrer um seinen Kopf herum. Er hatte jede Selbstsicherheit verloren und ging auch gekrümmter als sonst.

Nic Trenton war zu einem Mann geworden, der sich aufgegeben hatte. Er hatte eben zu viel durchleiden müssen und fand jetzt nicht mehr die Kraft, dagegen anzukämpfen.

Als er neben mir stand, musste ich ihm einfach die Hand auf die Schulter legen. Mit einem traurigen Blick schaute er mich an, schüttelte den Kopf und meinte: »Wir schaffen es nicht, John, wir schaffen es nicht.«

»Abwarten«, sagte ich nur ...

Vor der Tür der Bibliothek blieben wir stehen. Die Treppe hinab war Nic Trenton ebenfalls wie ein Greis gegangen. Ich hatte ihn sogar noch stützen müssen, und auch jetzt zitterten ihm die Knie, als er neben mir stand.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Das schaffen wir nicht, John. Bitte, gehen Sie. Lassen Sie mich allein zurück. Ich habe zu hoch gepokert. Ich bin nicht mehr der Gleiche wie damals, denn ich habe mich mit Mächten eingelassen, die ich nicht kontrollieren kann. Das Gegenteil ist eingetreten. Sie kontrollieren mich. Sie machen mich fertig.«

»Starten wir trotzdem einen letzten Versuch?«, fragte ich.

»Wenn Sie wollen. Ich bin ja nur Statist in diesem Spiel. Ich bin jemand, den man nicht braucht. Der wieder abgelegt wird, wenn er seine Pflicht getan hat.«

»Keine Sorge, Nic, auch für Sie werden wieder bessere Zeiten kommen.«

Das nahm er mir nicht ab. »Ha ... haben Sie etwa den Schlüssel, um überleben zu können?«

»Nein, das nicht. Aber ich weiß mit bestimmten Situationen umzugehen. Daran sollten Sie denken.«

Ich wusste, dass meine Antwort bei ihm weitere Fragen aufgeworfen hatte, aber es war nicht der richtige Zeitpunkt darauf einzugehen. In unserer Umgebung passierte nichts. In dieser kleinen Eingangshalle herrschte eine normale abendliche Stille.

Ich zog langsam die Tür der Bibliothek auf. Natürlich verur-

sachte ich dabei ein Geräusch, denn die Tür schwang einfach nicht lautlos nach innen.

Wieder fiel mein Blick in einen dunklen Raum. Beim Verlassen vorhin hatte ich das Licht wieder gelöscht, und genau das wollte ich jetzt ändern.

Meine Hand befand sich schon auf dem Weg zum Schalter, als ich innehielt. Etwas war geschehen.

Ich musste noch warten, weil ich auch sicher sein wollte, mich nicht getäuscht zu haben, aber es stimmte tatsächlich.

In meinem rechten Ohr hörte ich eine Flüsterstimme und auch das leise, leicht hämische Lachen.

Sie waren da!

Sie hatten genau aufgepasst und würden uns auch weiterhin unter Kontrolle halten. Ich ging noch nicht in den Raum hinein, weil ich einen anderen Test durchführen wollte. Ich griff in meine rechte Tasche und spürte dort den Umriss des Kreuzes, wobei ich sofort merkte, dass sich etwas getan hatte.

Mein Kreuz war warm geworden ...

Nic Trenton hielt sich hinter mir auf. »He«, flüsterte er, »was haben Sie denn?«

»Keine Sorge, wir gehen gleich weiter.«

»Bitte, John, das ist doch ...«

»Abwarten ...«

Ich wusste Bescheid und konnte mich jetzt endlich um das Licht kümmern, das Sekunden später brannte und seinen Schein in die Bibliothek hineinwarf.

Das Licht war da, aber es war trotzdem anders. Es kam mir dunkler vor als sonst, als hätte jemand um das normale Licht einen Vorhang gewickelt, der es abdunkelte.

Der Tisch, die Bücher, die Fenster, die Decke - da gab es keine Veränderung. Ich traute dem Braten nicht. Irgendwo lauerte etwas, und ich wollte diese verdammte Gestalt sehen, die mir schon an der Gruft begegnet war. Ich hatte viel nachgedacht, um herauszufinden, wer sie wohl war. Ein Engel, ein

Mensch ...

»Kann ich auch reinkommen, John?«, fragte Trenton.

»Ja, kommen Sie. Aber bleiben Sie bitte in meiner Nähe, Nic.«

»Das versteht sich«, sagte er mit leiser Zitterstimme. »Ich werde mich davor hüten, etwas allein zu machen. So lebensmüde bin ich denn nun auch nicht.«

»Es ist gut, dass Sie so denken«, sagte ich und bewegte mich etwas nach vorn.

Der Autor folgte mir. Er schwitzte stark. Die Angst sorgte dafür. In dieser Nacht wäre er bereit gewesen, sein Leben einfach wegzwerfen.

Ich ging nicht bis zum Tisch, sondern blieb zwischen ihm und der offenen Tür stehen.

Auch Nic verharrte. Aber er bewegte seine Augen, weil er in jede Ecke des Raumes hineinschauen wollte. Er sah so wenig wie ich, und so blieb uns nichts anderes übrig, als so lange zu warten, bis sich die andere Seite von allein meldete.

Ich rechnete damit, dass wir unter Kontrolle standen und sehr bald auch wieder die Stimmen hören würden. Sie mussten sich einfach bemerkbar machen, denn es durfte ihnen nicht passieren, dass ihnen das Opfer durch die Lappen ging.

Und es geschah etwas!

Das Zischeln hörte ich in meinen Ohren. Vermischt mit leisen, aber wütenden Schreien, als hätten wir etwas Schlimmes getan. Die andere Seite war da, nur zeigte sie sich nicht, und neben mir bewegte Nic Trenton heftig seinen Kopf, sodass die langen Haare von einer Seite zur anderen klatschten.

»Jetzt sind sie da, John!«

»Ich weiß!«

»Und jetzt werden sie uns vernichten!«

»So weit ist es noch nicht!« Ich sprach gegen das Toben der Stimmen in meinem Kopf an. Jetzt verstand ich auch einige Worte.

Verdammnis! Tod! Ewige Qualen ...

Das alles wurde mir gesagt. Begriffe, die auch in der Bibel zu finden waren und durch die Menschen früher gefügig gemacht worden waren, um ihr Seelenheil zu retten.

»Sie sind überall, John. Überall...«

»Sei ruhig ...«

Wieder wirbelten sie durch meinen Kopf, und ich hatte den Eindruck, als wäre dieser Angriff zugleich so etwas wie ein Finale gewesen, denn einen Atemzug später waren sie verschwunden.

Ausgelöscht, gestorben - weg!

Das Gleiche war auch bei meinem Nebenmann eingetreten. Es dauerte Sekunden, bis er sich dessen bewusst wurde.

»Sie sind nicht mehr da«, sagte er mit kratziger Stimme.

»Himmel, sie sind weg!«

»Im Moment schon.«

»Wieso? Kommen Sie wieder?«

Ich befürchtete, dass er verschwinden wollte, und sagte deshalb: »Bleiben Sie in meiner Nähe.«

»Ja, ist gut!«

Wieder verstrich Zeit, in der nichts passierte. Nicht im sichtbaren Bereich. Aber ich war überzeugt davon, dass unsere Feinde nicht aufgegeben hatten. Sie mussten es anders versuchen. Sie wussten jetzt, dass wir uns nicht so einfach einschüchtern ließen - und ich behielt Recht, denn sie waren urplötzlich wieder zu hören.

Aber nicht in meinem Kopf, sondern weiter entfernt. Praktisch auf der anderen Seite des Raumes.

Auch Nic Trenton hatte sie gehört. »John - sie sind wieder da, verdammt!«

»Bleiben Sie ruhig.« Ich hatte meiner Stimme den entsprechenden Klang gegeben, obwohl auch ich ziemlich aufgeregt war, denn ich konnte mir denken, dass sie jetzt zu einem finalen Schlag ausholen würden, um endlich vor uns Ruhe zu

haben.

Und dann passierte es. Plötzlich flogen die Bücher, die zuvor aus den Regalen gerissen worden waren und nun auf dem Boden lagen, in die Höhe. Sie wirbelten durch den Raum. Sie wurden wütend weggeschleudert, und manche von ihnen landeten mit klatschenden Geräuschen auf der Platte des ovalen Tischs.

Irgend jemand tobte hier seine Wut aus und wollte uns wahrscheinlich auch seine Macht beweisen.

Dieser Vorgang dauerte nur kurze Zeit, dann war er vorbei. Kein Buch bewegte sich mehr, und die Stille, die wieder eintrat, empfand ich als bedrückend.

Ihre Wut hatten sie ausgetobt, das stand fest, aber es war noch nicht beendet, denn das erlebten wir kurze Zeit später. Schreie erreichten uns. Hoch, dünn und wütend.

Beide schraken wir zusammen, weil wir sie nicht erwartet hatten. Sie umstellten uns, aber sie konzentrierten sich trotzdem mehr an einem Ort zwischen Decke und Boden.

Da wechselten sie auch nicht. Sie blieben genau an diesem Punkt. Und all die Schreie fassten sich zu einem einzigen zusammen. An dieser Stelle passierte noch etwas, denn dort zog sich die Luft zusammen. Sie verdichtete sich, weil aus dem Unsichtbaren etwas Sichtbares entstehen musste. Gewaltige Energien zogen sich dort zusammen. Das Unsichtbare wollte dem Sichtbaren Platz schaffen. Es kam zu einer Energieumwandlung, und plötzlich sahen wir einen Umriss in der Luft schweben. Noch war nicht zu erkennen, wer oder was sich uns da präsentierte. Es musste noch eine Weile vergehen, bis wir mehr zu sehen bekamen.

Das passierte tatsächlich. Der Umriss in der Luft verdichtete sich. Er nahm menschliche Formen an, aber es entstand dabei kein einziges Geräusch. Nur Nic Trenton konnte nicht ruhig sein. Er bewegte sich unruhig auf der Stelle, und aus seinem Mund drangen Stöhnläute.

Was wir sahen, war auch für mich neu. Aus der Energieinsel entstand ein Körper. Ich freundete mich mit dem Gedanken an, dass es die Energie von Toten war, die hier genutzt wurde. An weitere Dinge wollte ich nicht denken, denn die Gestalt, die vom Feinstofflichen ins Stoffliche rutschte, raubte mir den Atem.

Im Nebel hatte ich sie nur schemenhaft sehen können. Das war nun anders. Sie schälte sich immer stärker hervor, aber sie fiel nicht zu Boden, obwohl sie Gewicht hatte. So spottete sie der Gravitation. Und wenn ich sie in ihrer Schräglage vergleichen sollte, da erinnerte sie mich an eine Galionsfigur, die früher an den Bugs der Schiffe angebracht worden waren. Nur hatte man zu dieser Zeit andere genommen, denn diese hier war keine schöne Meerjungfrau. Was man uns hier präsentierte, das verdiente den Namen böser Engel.

Ja, so und nicht anders.

Eine Gestalt, von deren Rücken zwei dunkle Schwingen abstanden. Die graue, sehr lange Haare besaß, sodass sie weit bis auf den Rücken wuchsen und sich dort wie ein Fell ausbreiteten.

Der Oberkörper war nackt. Die Haut schimmerte in einem grauen Ton. Das Gesicht zeigte einen Ausdruck, auf den die Begriffe düster und verschlossen passten. In den Augen sah ich ein rötliches Leuchten, aber noch etwas wunderte mich.

Die Gestalt hatte ihre Arme angewinkelt und sie trotzdem nach vorn gestreckt, wobei zwischen den ausgebreiteten Händen ein Buch schwebte.

»Ja!«, keuchte Nic Trenton und sackte dabei in die Knie.
»Das Buch! Das gehört mir. Das ist... verdammt ... das ist mein Totenbuch, John ...«

Er hatte Recht. Es war sein Totenbuch mit all den Bildern der

verfluchten Mörder. Ihre Seelen hatten im Jenseits keine Ruhe gefunden, aber sie waren nicht einfach umhergeirrt, denn sie hatten sich konzentrieren können, und deshalb war aus ihnen diese Gestalt entstanden, die den feinstofflichen Zustand verlassen hatte und nun als kompakte Masse zurückgekehrt war.

Die Gestalt bestand aus zahlreichen bösen Seelen. Sie hatte all das Grauenvolle der Menschen vereinigt und ein neues Monster geschaffen, das ebenfalls auf die Suche gehen würde, um Menschen zu töten.

Das war die Lösung!

»Ich fasse es nicht, John, ich fasse es nicht! Das ist nicht zu erklären. Das ist Horror!«

Ich ließ Trenton reden. Es war sicherlich gut, wenn er sich Luft verschaffte. So etwas zu sehen, brachte ihn fast um den Verstand.

Die Gestalt hatte ihr Ziel erreicht. Sie war perfekt. Alle Seelen dieser Verbrecher steckten in ihr, und wahrscheinlich hielt sie die Macht des Teufels zusammen, denn auf die Hölle bauten diese schrecklichen Killer.

Dann geschah noch etwas. Mir kam es dabei vor, als wollte sie meine Überlegungen bestätigen, denn plötzlich rutschte ihr das Totenbuch aus den Händen.

Keiner fing es auf. Noch bevor es den Boden erreichte, geschah etwas anderes. Es faltete sich noch weiter auseinander, und aus den Blättern fuhren kleine blaue Flammen hervor, die im Nu das gesamte Buch erfassten und es verbrannte, bevor es noch auf dem Boden aufschlug.

Er brauchte es nicht mehr. Er war nun fertig! Er hatte die Seelen konzentrieren können.

Zum Zeichen seines Sieges veränderte er seine Haltung und richtete sich auf, wobei er allerdings in der Luft stehen blieb und von oben her auf uns herabschaute.

Seine Flügel oder Schwingen waren ausgebreitet. An man-

chen Stellen schimmerte das dunkle Gefieder bläulich, ebenso wie das Gesicht. Ich kannte diesen Glanz von einer anderen Kreatur her, die auch als Teufel bezeichnet wurde. Oder als Höllenherrscher und Asmodis. Dafür gab es eben zahlreiche Namen.

Das Gesicht besaß nicht mal einen zu bösen Ausdruck. Es war auch keine Fratze, es war einfach nur der Ausdruck, der abstieß.

Nic sprach mich an. »John, was ist das? Ich weiß nicht, was ich denken soll...«

»Es ist das Konglomerat des Bösen«, erklärte ich ihm. »Die Seelen der Toten, die sich auf diese Gestalt geeinigt haben, sodass durch die Kraft der Hölle ein neues Monster geschaffen werden konnte. Es wird dort weitermachen, wo all Ihre Mörder mal aufgehört haben.«

Ich hatte ihm gesagt, was ich mir vorstellte. Wahrscheinlich kam ich der Wahrheit auch nah, aber er konnte oder wollte sie nicht begreifen und schüttelte den Kopf.

»Er wird wieder killen, Nic!«

»Und ... und ... dann?«

»Er wird Sie als Ersten holen wollen!«

»Aber das ist...«

»Deshalb sollten sie sich jetzt zurückziehen!«

Nic drehte den Kopf, schaute mich von der Seite her an und nickte. »Ja, dann werde ich wohl...«

»Das ist er ja!«

Plötzlich hörten wir beide die helle Jungenstimme. Bevor wir uns umdrehen konnten, sprach Robby Asher weiter.

»Das ist die Gestalt, die meinen Großvater umgebracht hat. Genau sie ist es gewesen ...«

Nein, der Boden rutschte mir nicht unter den Füßen weg,

obwohl ich fast den Eindruck hatte. Hobby Asher hatte ich nicht mehr auf der Rechnung gehabt. Dass er plötzlich hier erschien, war alles andere als positiv. Das sind so die Überraschungen im Leben, die man nicht einkalkulieren kann. Für mich war die dämonische Gestalt nicht mehr vorhanden, weil ich mich um Robby kümmern musste.

Ich drehte mich.

Er sah mich nicht. Er schaute zwischen mir und Nic vorbei und hielt seinen Blick streng auf die Gestalt gerichtet, die zwischen Decke und Boden schwebte.

Der Junge wirkte auf mich nicht wie ein ängstliches Kind. Er sah sogar recht erwachsen aus, und es gab für ihn nur diese Gestalt als Blickziel.

»Robby, du musst...«

Er wusste selbst, was er musste. Um meine Worte kümmerte er sich nicht. Bevor ich zupacken konnte, lief er schon an mir vorbei und blieb erst stehen, als er den Tisch erreichte. Die fremde Gestalt schwebte jetzt fast über ihm. Das machte Robby nichts aus, das hatte er so gewollt. Er legte sogar den Kopf zurück, um das Wesen genauer betrachten zu können.

Er hob den Arm und streckte den Zeigefinger aus. »Ja, du bist der Mörder. Du hast meinen Grandy umgebracht. Ich habe dich gesehen. Du bist so schlecht und grausam ...«

Ich konnte mir selbst nicht erklären, weshalb ich nicht eingriff und nur zwei Schritte nach vorn trat, um etwas näher bei dem Jungen zu sein. Wahrscheinlich sagte mir mein Gefühl, dass es besser war, wenn ich erst mal abwartete.

Robby Asher hatte keine Antwort bekommen. Das störte ihn nicht, denn er sprach weiter. »Ich bin mit meinem Großvater oft hier in diesem Raum gewesen. Ich habe hier mit ihm gesessen, und er hat mir so viel erzählt. Von der Welt, von den Büchern, in denen so viel steht. Er hat mir von den Guten berichtet und auch von den Bösen, so weiß ich jetzt Bescheid. Es steht auch viel in den Büchern. Ich kenne die Engel, die

immer die Menschen beschützen, aber ich kenne auch die andere Seite. Das hat mir Grandy nie verschwiegen, denn er wusste, dass es nicht nur Gutes auf der Welt gibt. Er wusste sogar sehr viel, und das hat er mir auch gesagt. Und ich hörte, dass er das Böse hasste. Er wollte nicht, dass es in die Welt kommt, aber er konnte es nicht verhindern. Bei seinem letzten Besuch bin ich nicht mit hier hineingegangen. Es war gut so, denn Grandy hatte mir erzählt, dass sich das Böse gesammelt hat. Es hat dich schon gegeben, und er wollte dich bestimmt bekämpfen. Aber er ist nicht stark genug gewesen. Das Böse, das jemand zu uns gebracht hat, das hat ihn getötet durch dich!«

Was hier sinnbildlich gesprochen worden war, verstand Nic Trenton sehr genau. Er hatte das Böse mitgebracht, er hielt sich für schuldig, und er sackte plötzlich auf die Knie, stöhnte auf und schüttelte den Kopf.

Ich ging noch einen Schritt näher an Robby heran und sprach leise auf ihn ein.

»Ich glaube, es ist jetzt besser für dich, wenn du den Raum verlässt. Du hast ja alles gesagt...«

»Nein, ich bleibe!«

»Bitte, Robby. Diese Gestalt ist, wie du schon gesagt hast, das Böse. Sie wird keine Gnade kennen, auch bei dir nicht. Sie wird auch dich töten wollen.«

»Nein, John, nein, das geht nicht.«

»Glaube mir, das ist...«

Er drehte sich um. Er schaute mich an. Plötzlich rann es mir kalt den Rücken hinab. Ich sah einen Ausdruck in seinen Augen, der mich erschreckte. Nicht weil mich der Junge hasserfüllt anstarrte, da war etwas anderes, das mich so durcheinander brachte.

Es gab nichts mehr in seinen Augen zu lesen. Sie waren einfach so schrecklich leer.

Ich wollte etwas sagen, doch ich bekam das Kratzen im Hals

nicht weg. Dann kam Robby mir zuvor.

»Er kann mich nicht töten, John, denn ich bin schon tot...«

Ja, er war schon tot!

Ich widersprach nicht. Er wusste selbst, was er sagte, und ich hatte auch seine Augen gesehen. Ich stand nur da und fühlte mich von einer zweiten und kalten Haut umfasst.

Da war wieder ein Moment in meinem Leben, an dem auch ich nicht mehr weiterwusste.

Robby aber lächelte. »Ich bin vor drei Stunden gestorben. Das war alles zu viel für mich. Ich hatte schon immer einen Herzfehler. Der Arzt wusste es nicht. Ich konnte die Medikamente nicht vertragen, aber ich bin noch einmal gekommen. Ich will das Böse auslöschen. Es darf nicht noch mehr Menschen vernichten. Vorhin habe ich mir meine Grabstätte ansehen wollen, doch jetzt muss ich noch einmal etwas tun, was auch im Sinn von Grandy ist ...«

»Robby ...« Ich würgte seinen Namen hervor. Zu mehr war ich nicht fähig. Da klemmte etwas in meiner Kehle fest, und ich merkte auch, wie Feuchtigkeit in meine Augen stieg.

»Weißt du nun Bescheid, John?«

Ich nickte nur.

Er lächelte mich an, streckte mir seine kleine Hand entgegen, die mich auch berührte, die ich aber nicht als Druck, sondern nur als einen Hauch spürte.

Wie ein Totenhauch ...

Dann drehte er sich wieder um. »Du bist ein guter Mensch, John, aber nicht er, der Engel des Grauens ...«

Er sprang.

Wieder überraschte mich der Junge, als er plötzlich aus dem Stand heraus in die Höhe jagte. Sein Ziel war dieser verfluchte Dämon, und ihm fuhr er an die Kehle.

Ich griff nicht ein, weil ich wusste, dass ich eigentlich hier nichts mehr verloren hatte.

Ein Kampf begann!

Wenn man so will, dann war es der uralte Kampf zwischen Gut und Böse. Nur diesmal auf einer anderen Ebene fortgesetzt und in einer anderen Zeit. So etwas erlebte ich regelmäßig, doch diesmal war ich nur Statist. Ich schaute ebenso zu wie Trenton, aber ich hatte das Kreuz plötzlich in der Hand.

Ich hatte gar nicht richtig mitbekommen, dass ich es aus meiner Tasche gezogen hatte.

Jetzt lag es offen - und es strahlte plötzlich!

An allen vier Seiten glitten die hellen Lichtlanzen in die Höhe. Angegeben von den vier Buchstaben, den Insignien der Erzengel. Sie stellten sich plötzlich auf die Seite des Jungen, der sich an der Kehle des Dämons festgekrallt hatte.

Und das Licht half!

Ich hörte Robby lachen, als er selbst zu einer Lichtgestalt wurde. Er fühlte sich wohl, und sein erneutes Lachen klang mir wie ein Klinnen entgegen.

Zusammen mit dem Licht von meinem Kreuz gelang es ihm, die Gestalt des Böses zu vernichten.

Ich hatte schon zuvor den blauen Schimmer auf der Haut gesehen. Der nahm an Intensität zu. Er malte sich in dem hellen Kreuzlicht ab, aber er war nicht mehr resistent.

Er wurde von der anderen Kraft einfach zerrissen!

Es war so etwas wie eine Explosion, die den durch teuflische Magie geschaffenen Körper auflöste, und dann gab es nur noch dieses helle Strahlen und Robby.

»Ich habe meine Pflicht getan!«, hörte ich seine dünne Stimme. »Leb wohl, John Sinclair, leb wohl...«

Mit einer langsamen Bewegung hob ich den linken Arm, der plötzlich bleischwer geworden war. Mehr konnte ich nicht tun. Ich war auch nicht in der Lage, zu reden.

Ich sah nur, wie das Licht zusammensackte und die Gestalt

des Jungen wie ein Spuk verschwand. So schnell, dass ich es mit den Augen kaum verfolgen konnte ...

Irgendwann erwachte ich wieder aus meiner Starre. Auch meine Gedanken konnte ich wieder ordnen. Da konnte man über all die Jahre die schwarzmagischen Gegner bekämpfen, man erlebte und durchlebte immer wieder etwas Neues. Diesmal war alles anders gelaufen. Da hatte ich zwar eingegriffen, aber ich hatte mich mehr am Rande bewegt.

Ein toter Junge hatte mir zur Seite gestanden, um seinen Großvater zu rächen. Sie waren sicherlich in einer anderen Welt wieder vereint. Dem Monster würde es nicht gelingen, die grausamen Taten der Serienmörder fortzusetzen.

Ein derartiges Ende hatte ich noch nie erlebt, und ich würde auch noch lange darüber nachdenken, das stand fest.

Mit einer mechanisch wirkenden Bewegung drehte ich mich um, weil es noch jemanden in der Bibliothek gab.

Dominic Trenton kniete noch immer am Boden. Er schaute mich zwar an, aber ich war mir nicht sicher, ob er mich überhaupt sah. Seine Gedanken mussten woanders sein.

»Es ist geschafft, Nic.«

Meine Worte lösten bei ihm die Erstarrung. »Was ist eigentlich hier genau geschehen, John?«

»Das ist schwer zu sagen, Nic. Manchmal gibt es Dinge, auf die wir keine Antworten wissen, denn die müssen wir einer höheren Instanz überlassen.«

»Ja, das muss man wohl so sehen.«

Ich ging an ihm vorbei in die Halle.

»Wo wollen Sie hin, John?«, rief er mir nach.

»Ich muss zu den Ashers. Ich glaube nicht, dass sie wissen, was mit ihrem Sohn geschehen ist.«

»Und was wollen Sie ihnen sagen?«

»Ich weiß es noch nicht. Sage ich die Wahrheit, wird mir keiner glauben. Damit habe ich ja noch selbst Probleme. So müssen wir es wohl bei dem Herzfehler belassen ...«

Eine weitere Erklärung gab ich nicht. Stumm trat ich hinaus in die neblige Welt...

ENDE